

Die Zeitungs Welt

Nr. 12

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1912

Der Ausweg.

Erzählung von Ernst Preczang.

(Fortsetzung.)

Grieguls Miene hatte sich immer mehr verfinstert; er schwieg eine Weile, legte dann die Hand hart auf den Tisch: „Es ist ein greulicher Hochmut in der Welt, Herr Kolten. Keiner will den anderen verstehen, aber richten wollen sie alle. Und am härtesten wird gerichtet über die Kernsten, die durch das große moralische Sieb durch-

fallen. Ich aber frag Sie, was sollen Leute tun, die mit ihrer

Kraft, sich selber zu helfen,

am Ende sind? Sich auf-

hängen? Das ist auch

unmoralisch. Oder ins

Wasser gehn wie die

Frau, die vor ein

paar Tagen verschwun-

den ist und sich nun

wahrscheinlich keine

Kopfschmerzen mehr

um all diese elenden

Dinge macht?“ „Sie

meinen Frau Hel-

mer?“ „Ja, die.“

„Und Sie glauben, daß

sie — — ich dachte

ja schon Aehnliches,

aber sie war ja rein

vernarrt in ihre Kin-

der.“ „Ein Grund

mehr, sie mitzuneh-

men.“ „Was? Sie

meinen doch nicht,

Griegul, daß sie sich

und die Kinder —?“

„Ja.“ Griegul nickte

hart. „Daß sie sie wie

junge Staken ersänft hat.“

„Mein! Das wäre ja —“

„Was denn?“ Die grauen

Augen des Alten funkelten ihn

an. „Mord, nicht wahr? Ein schau-

derhaftes Verbrechen. Ja. Es fragt

sich nur, wer es begangen hat.“ „Vielleicht irren

Sie sich. Vielleicht hat sie irgendeinen anderen

Ausweg gefunden.“ Er stand auf und ging un-

ruhig hin und her. „Ich habe sie seit drei

Jahren behandelt und dies sollte das Ende sein?“

„Haben sicher alles getan, was Sie tun

konnten, und es half doch nichts. Es gab keine

Rettung, nicht wahr?“

„Vielleicht — vor Jahren hätte es eine

gegeben. Wenn man sie in ganz neue, bessere

Verhältnisse hätte bringen können. Aber —“ er bewegte resigniert die Hand.

„Wie viele sterben an diesem Aber?“

Kolten antwortete nicht. Er stand am Fenster und sah hinaus in die Dunkelheit, auf den schwach schimmernden Fluß, in dem sich die gelben Lichter der Straßenlampen und rote und

Ihrer Straft gewirtschaftet wird.“ „Da s!“ Kolten schob es von sich.

„Doch, es ist auch wichtig. Raubwirtschaft wie bei uns. Für wen opfern Sie Ihre Straft? Für uns, so wollen und so meinen Sie.“

Schöner Glauben, ja. Aber Sie dienen auch bloß der Macht, die aus Menschenleben und -

gesundheit Apothekerveraren und damit

Gold fabriziert. Wir hatten die

Sachen dazu, die toten Dinge,

instand und wirken mit ihnen.

Ihre Aufgabe ist es, die

lebendigen Dinge in

einem halbwegs brauch-

baren Zustand zu er-

halten.“ „Sie sind ein

unheimlicher Mensch, Griegul. Wo haben

Sie nur all diese

fürchterliche Erkennt-

nis her?“ „Ich bin

doch nicht blind. Und

nicht taub. Und nicht

— jung genug, um

über all dem Ausputz

das wirkliche Getriebe

nicht zu durchschauen.

Es wundert mich bloß,

daß es noch ehrliche

Leute gibt, die die

Wahrheit nicht sehen.“

„Die Wahrheit.“ In

Kolten's Stimme klang

ein leiser Spott mit.

„Wie Sie das sagen.

Ich weiß nicht, ob es

die Wahrheit gibt.

Jedenfalls ist es nicht

ganz leicht, sie einwandfrei

festzustellen.“ „Weil wir mit

Scheuklappen vor den Augen ge-

boren werden und sie uns nachher

mit Leidenschaft erhalten. Weil die

meisten Menschen böse werden, wenn daran ge-

rührt wird.“

„Das heißt also: wer nicht mit Ihren

Augen sieht, ist ein Dummkopf?“

„Nein, im Gegenteil: wer nicht mit

seinen Augen sieht. Wer alle Dinge durch

Großvaters staubige Brille beguckt und den

falschen Glauben hat: es sei immer so gewesen

und müsse darum so bleiben. Es ist aber nicht

immer so gewesen, wie es heute ist. Und es



Hochwasser.

grüne Schiffslaternen spiegelten, sah hinüber über das Wasser, sah einen hohen, finsternen Berg aufragen und einen Mann, der schwer arbeitend einen Stein zur Höhe wälzte . . .

Sisyphusarbeit.

Hatte er es ausgesprochen oder nur gedacht?

Griegul sagte: „Es muß Sie doch eine gelinde Wut packen, wenn Sie sehen, wie mit

meisten Menschen böse werden, wenn daran gerührt wird.“

„Das heißt also: wer nicht mit Ihren Augen sieht, ist ein Dummkopf?“

„Nein, im Gegenteil: wer nicht mit seinen Augen sieht. Wer alle Dinge durch Großvaters staubige Brille beguckt und den falschen Glauben hat: es sei immer so gewesen und müsse darum so bleiben. Es ist aber nicht immer so gewesen, wie es heute ist. Und es

sann und wird nicht so bleiben. Wir müssen's nur mit den Augen unserer Zeit anschauen."

"Wenn schon. Die menschliche Gesellschaft ist ein sehr kompliziertes Gebilde," Herr Griegul."

Der Alte blickte ihn zornig an und sagte langsam, mit allem Nachdruck: "Die menschliche Gesellschaft ist ein kanibalisches Ungeheuer. Sie frisst ihre eigenen Kinder. Widerlegen Sie das, wenn Sie es können."

"Ich kann es nicht. Aber es ist nicht die ganze Wahrheit, wenn Sie das Gute vergessen."

"Das Gute? Ja so, die Tiersehnsüchtige."

"Wie boshaft! Es gibt immerhin auch noch ein paar andere erfreuliche Dinge."

"Meinetwegen. Aber warum freuen Sie sich dann nicht? Ich meine: immer und recht von Herzen, nicht bloß lächeln und lachen. Weil Sie das Gefühl nicht loswerden, daß wir doch eigentlich in einer ganz niederträchtigen, hunds-gemeinen Welt leben."

"Sie sind wirklich ein gräßlicher Mensch, Griegul."

"Gar nicht. Aber irgendwie muß die Stabe aus dem Loch. Es bohrt doch in Ihnen; es will doch hinaus zu irgendeiner freundlicheren Erkenntnis, nicht wahr? Sie fühlen sich wie die Maus in der Falle und sehen keinen Ausweg."

In Wolken begann vor der einfachen Sicherheit des Alten wieder der Stolz zu steigen: "Warum tun Sie der Maus kein Loch auf? Sie haben ja auch anscheinend die Lösung für alle Fragen und Schmerzen dieser Welt fix und fertig in der Tasche."

Griegul sah ihn groß an und schwieg eine Weile. Dann sagte er ruhig: "Nein, Sie können es natürlich nicht begreifen, daß auch wir, denen das Denken nicht exerziermäßig beigebracht ist, den Dingen auf den Grund zu kommen suchen. Der akademische Stolz ist Ihnen im Wege. Es haben ja immer andere für uns gedacht. Nun, wo wir anfangen, das selbst zu besorgen, wundert man sich. Aber das hilft nichts. Wir müssen schon selber sehen, wie wir weiterkommen, nicht, Herr Doktor?"

Eine feine Röte stieg in Wolken's Gesicht: "Ich wollte Sie nicht beleidigen, Herr Griegul. Mir erscheinen eben die Dinge nicht so einfach wie Ihnen, der gelassen sagt: Karthago muß zerstört werden."

"Suchen Sie einen besseren Ausweg."

"Ja, ich habe in letzter Zeit sehr viel daran gedacht und meine, man sollte an das Gute im Menschen appellieren — es ist doch wohl überall mehr oder weniger zu finden."

"Meistens weniger..."

"Gewiß. Bei manchem langt es sicherlich nicht, um damit etwas anfangen zu können. Aber wenn man die sittlichen Kräfte der Besten aufriefe, wenn man mit unwiderlegbaren Gründen anklopft bei denen, die maßgebend und einflußreich sind — es müßte doch komisch zugehen, wenn wir nicht doch schließlich den Stein über den Berg brächten."

"Es geht komisch zu," sagte Griegul. "Das haben vor Ihnen schon 'ne ganze Menge Leute erfahren."

Wolken nahm seinen Hut. "Trotzdem. Ich will es versuchen — hier, für unseren bescheidenen Kreis zunächst. Für die Fabrik zu allererst. Ja," er reichte Griegul zum Abschied die Hand, "ich glaube, ich muß es tun."

"Viel Glück, Herr Doktor!"

Einige Tage später.

Dr. Wolken hatte an die Direktion der chemischen Fabrik einen Brief gerichtet, worin er seinen Besuch ankündigte.

Heberlein, der technische Direktor, ein großer Herr mit grauem Haar und ebensolchen Bartkoteletten, mit einem blinkenden Kneifer an breitem schwarzen Bande, empfing den Arzt sehr liebenswürdig. Er freute sich, ihn wieder

einmal zu sehen — ohne betrübenden Anlaß wie meistens sonst. Er kam auf die gesellschaftliche Zurückgezogenheit Wolken's zu sprechen, auf das Wetter, auf die leidigen beruflichen Nervenisse und allerlei Nebensächlichkeiten. Bis er die schlecht verhehlte Ungeduld des Arztes bemerkte. Da sagte er: "Nun aber zu Ihrem Anliegen, lieber Herr Doktor. Sie haben sich, wie ich sehe, mit einer furchterregenden Aktenmappe bewaffnet. Hier sitze ich — ein nicht zu verfehlendes Ziel. Bitte, schießen Sie los." Er lehnte sich lächelnd in seinen Sessel zurück und sah nach der Uhr.

Wolken mußte sich, dieser humoristischen Stimmung gegenüber, einen innerlichen Mut geben, um unbefangenen sprechen zu können.

"Ich werde so kurz wie möglich sein, Herr Direktor, trotzdem es sich um Angelegenheiten von hoher Wichtigkeit handelt. Aber es liegt mir zunächst daran, Ihre Aufmerksamkeit auf Dinge zu lenken, die — glaube ich — bisher nicht ausreichend bedacht worden sind. Darf ich ein paar persönliche Bemerkungen vorausschicken, die Ihnen mein Vorgehen begründen?"

"Bitte. Wird mich sehr interessieren."

"Ich bin, wie Sie wohl wissen, seit Jahren der — das darf ich sagen — am meisten konultierte Arzt unserer Krankenliste und habe also auch viel mit den Leuten zu tun, die in Ihrer Fabrik beschäftigt sind. Ja, Ihre Arbeiter und Arbeiterinnen stellen absolut und relativ die größte Zahl meiner Patienten. Ich habe mich in den sechs Jahren meiner Tätigkeit wirklich redlich bemüht, den hohen Krankenstand zurückzudrängen, ihn wenigstens annähernd auf ein normales Maß zu bringen. Leider vergeblich. Nun will jeder, der arbeitet, auch Resultate seines Schaffens sehen..."

"Erlauben Sie mir eine Zwischenbemerkung, verehrter Herr Doktor, die unsere Verhandlung vielleicht abzukürzen imstande ist: es stehen auf unsere Anregung hin im Vorlande der Klasse Erörterungen bevor, die sich mit Ihren auch nach unserer Ansicht unzureichenden Verdiensten beschäftigen werden."

"Sie mißverstehen mich, Herr Direktor. Es handelt sich mir nicht darum, mein Honorar zu erhöhen, sondern darum, die Leiden der Leute zu vermindern."

"Pardon." Das Lächeln verschwand, und Herr Heberlein blickte kühl forschend auf den Arzt, der nun sagte:

"Meine Absicht ist nur, Ihnen verständlich zu machen, daß der Mangel an dauernden Erfolgen im Laufe der Zeit begonnen hat, drückend auf mich zu wirken. Ja, ich habe Stunden gehabt — nein, davon nichts. Kurz: ich bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Leitung der Fabrik mit dem Arzt zusammenarbeiten muß, wenn dauernde Resultate erreicht werden sollen."

"Ich bin leider nicht Mediziner," sagte Herr Heberlein.

"Aber..." Wolken blickte sein Gegenüber perplex an. "Das —"

"Ja, ich meine, die Direktoren oder gar der Aufsichtsrat — hier lächelte Herr Heberlein — können Ihnen unmöglich sagen, wie Sie es beginnen sollen, auf Ihrem eigensten Gebiete mehr zu erreichen. Ebenjowenig etwa, wie Sie in der Lage wären, uns Ratschläge in bezug auf eine bessere Rentabilität unserer Werke zu geben." Herr Heberlein spielte mit dem Bande seines Kneifers und gab seiner Sprache einen etwas entschiedeneren Ton: "Ich möchte nämlich von vornherein keinen Zweifel darüber lassen, verehrter Herr Doktor, daß nach meiner Meinung jeder am besten tut, wenn er auf seinem speziellen Gebiete bleibt."

"Ja." Wolken blickte ihn etwas irritiert an. "Das ist selbstverständlich auch meine Absicht. Dagegen befinden Sie sich doch wohl immer auf Ihrem Gebiet, wenn von den Arbeitern Ihrer Fabrik die Rede ist. Jedenfalls

ist in diesem Fall Ihre Mitwirkung unerlässlich. Der Arzt kann Krankheiten heilen. Er wird aber höchst selten ihre Ursachen beseitigen können — von den Unfällen, die sich hier in letzter Zeit bedenklich gehäuft haben, gar nicht zu reden. Da ist der Arzt eben einfach machtlos, wenn ihn die leitenden Personen nicht unterstützen."

Herr Heberlein wischte ein Stäubchen von seinem Kneifer, und während er das Glas wieder auf die Nase klemmte, sagte er: "Wenn ich Sie recht verstehe, Herr Doktor, so sind Sie einem Universalmittel auf die Spur gekommen, das sowohl Krankheiten wie Unfällen vorbeugen kann. Ich bin nicht abgeneigt, Versuche damit anzustellen."

In Wolken's Gesicht stieg die Glut. Er erhob sich: "Ich bedauere, auf Ihren scherzhaften Ton nicht eingehen zu können, Herr Direktor. Ich bin in der Absicht gekommen, an Ihre Edelkeit, Ihr Humanitäts- und Pflichtgefühl zu appellieren, und Sie antworten mir mit Witzen."

"Wenn Ihnen das nicht gefällt, verehrt Herr Doktor, kann ich es auch anders sagen. Bitte, setzen Sie sich noch einen Augenblick. Also: Sie sind offenbar der Meinung, daß Sie es hier mit Grünhörnern zu tun haben, denn man den Weg weisen muß — namentlich in moralischer Hinsicht. Lassen Sie sich also gefahrlos sein, daß das, was geschehen kann, geschieht auch ohne Ihre freundliche Erinnerung. Wie leicht ist es Ihnen auch nicht ganz unbekannt, daß es gesetzliche Vorschriften gibt — ja, herrliche Vorschriften wie Sand am Meer! — die nur leider von den Arbeitern nicht immer mit genügendem Respekt und ausreichender Sorgfalt beachtet werden, was ja auch bei den allgrünen Tisch ausgebeulten Paragraphen zuweilen seine Schwierigkeiten hat. Die weit verbreitete Meinung, daß unseren Arbeitern besondere Gefahren drohen, ist übrigens falsch. Die daraus entspringende Tendenz aber, Schutzmaßregel auf Schutzmaßregel zu häufen, erscheint uns, die wir mitten in der Praxis stehen, geradezu verhängnisvoll. Warum? Weil die Arbeitsweise immer komplizierter und damit — gefährlicher wird. Und die vielbedeuteten sogenannten Berufskrankheiten! Es ist einfach nicht richtig, daß die Arbeit in den chemischen Betrieben gesundheitsschädlicher sei als in anderen Industriezweigen..."

"Doch." Wolken unterbrach ihn schnell und öffnete seine Mappe. "Ich habe hier Tabellen und Krankheitsberichte, die Sie sofort einem anderen belehren werden."

Heberlein winkte verdrießlich: "Behalten Sie nur Ihr kostbares Material. Es sagt mir wirklich nichts Neues. Das Leben ist ja an sich ungesund, nicht wahr? Niemand bestreitet es. Aber unterscheiden Ihre trefflichen Dokumenten dort zwischen ernstlich Kranken und Simulanten? Kommen Sie in allen Fällen zweifelsfrei feststellen, was die Ursachen der Erkrankungen waren? Es gibt nämlich auch eine unvernünftige Lebensweise..."

"In den wirklichen Ursachen läßt mein kostbares Material, wie Sie es zu nennen beliebigen keinen Zweifel. Alle unsicheren Fälle sind ausgeschlossen. Bedenken Sie, bitte, daß ich mit dieser Arbeit vorgefetzt habe, um selbst Klarheit zu gewinnen — Klarheit auch darüber, ob ich nicht vielleicht dem Sisyphus gleiche, insofern gleiche, als es mir nicht gelingt, feststehende Erfolge zu erreichen."

"Sie sind ein Phantast, Herr Doktor!" Heberlein betrachtete ihn wie einen sehr merkwürdigen Gegenstand.

Wolken errötete leicht. "Vielleicht bin ich es nicht so sehr, wie es den Anschein hat, Herr Direktor. Sagen Sie, daß ich viel, daß ich Großes erreichen möchte, aber wollen Sie — in anderer Weise — es nicht?"

"Was Sie wollen, ist unmöglich!"

Was weißt denn Du . . .

Was weißt denn Du von jener Zeit,
in der für Dich mein Herz nur schlug,
und ich in stiller Seligkeit
nur Dich in meinem Herzen trug.

Du warst mir wie der Sonnenstrahl,
der mich umspannt mit Zauberkraft
und in mein Leben noch einmal
den Frühling mir zurückgebracht.

Doch nur zu bald der Winter kam.
Es fiel ein Schatten auf mein Glück,
der mir mein blasses Sonnenlicht
und in die Nacht mich tief zurück.

Nun steh' ich abseits und allein,
und rings um mich ist's kalt und leer.
Ich sehne mich nach Sonnenlicht,
doch meine Sonne kehrt nicht mehr.

Du aber gehst so leicht einher,
und lachst so froh, wie dazumal.
Die ist ja auch des Lenz nicht schwer,
Du weißt ja nichts von Leid und Qual!

Und weißt auch nichts von jener Zeit,
in der für Dich mein Herz nur schlug,
und ich in stiller Seligkeit
nur Dich in meinem Herzen trug.

aus: Peterstein.



Deutsche „Kunden“ in Italien.

Soziale Studie von Felekkh Katteroth.

Italien ist das „Eldorado“ der deutschen „Kunden“. Sie bilden eine eigene Klasse der Italiener, eine Klasse, die nicht um des Vergnügens willen dort weilt, denn sie sind jeden Verlusts bar, auch nicht aus Liebe für Kunst und Schönheit — ihr ästhetisches Empfinden, wenn man es ihnen nicht gänzlich abspricht, beruht auf ganz entgegen-gesetzter Grundlage —, sondern allein damit, daß sie hier in diesem fremden, schönen, verfallenen Lande alle ihre Lebensanforderungen finden. Eine bessere, barmherzigere Heimat ist ihnen Italien geworden. Ein gnädigeres Los bereitet ihnen das neue Land, es stößt sie nicht hinaus in Schnee und Kälte, es bereitet ihnen auch mitten im Winter ihr Bett unter Wintern und in dunklen Mosenlagern. Sie rennen sich nicht bei jeder Gelegenheit an den noch ihrer Meinung verschrobeneren Moralbegriffen die Köpfe ein, es läßt ihrem unbändigen Freiheitsdrang den weitgehendsten Spielraum. Und über die Erbärmlichkeit ihres wirklichen Lebens lächeln sie sich abends in der Osteria bei einer Maraffe roten Weines mit Spiel und Gesang hinweg. Neunzig Prozent dieser Geschickerten sind Deutsche, werden zu Antiketrägern des Deutsch-tums im Anstande. Meist Land der Erde stellt wohl solch hohe Zahl als Deutschland und Oesterreich, und des Uebels Grund liegt in der verkehrten, einer so eingebunden Reform bedürftigen Handhabung des Strafgesetzbuches, welches nur immer froh und ächzt, aber nie veredelt, nie emporzieht. Weil sie die Heimat geschändet und dann abgewiesen hat, weil ein jeder dieser Armen seine Geschichte hat, weil es mit ihm hätte besser werden können, wäre man ihm auch nur ein bißchen entgegengekommen, so läßt und trägt noch ein jeder ein Stücklein Selbstbewußtsein in sich, das ihm sein Verweilen in Italien rechtfertigt.

In allen größeren Städten Italiens finden sich Vereine und Häuser der Barmherzigkeit, die dem armen landfahrenden Volk ein gutes, sauberes Nachtquartier, Speise, Trank und Unterstützung geben. Sie bilden das offensbare Gegenteil unserer deutschen Pruststätten des

Schmutzes und Lasters, den Herbergen, mit denen kein ausländiger armer Reisender in Verbindung treten mag.

Als ich am Abend in Padua stand, müde, miterseltenallein und weit weg von deutsch-sprechenden Menschen, habe ich so recht diese Wohlthat empfunden. Straßenkinder wiesen mir den Weg zur „Allogia popolare“. Punkt 8 Uhr wurden dort die Türen geöffnet, Kinder, Männer, Frauen und Greise drängten hinein, ein Quartier für die ranke Nacht suchend. In einem freundlichen, mit Tischen und Bänken versehenen Vorraum barreten wir, bis sich der Schwaller eines Fensters öffnete, wo wir unsere Personalien angaben und die Schlafmarken bekamen. Die Kontrolle liegt abwechselnd in den Händen eines Vorstandsmitgliedes und wird freundlich und liebevoll ausgeübt. Der Wärter öffnete uns eine Tür zum Vorderaum, denn alle, die ein Bett haben wollten, mußten vorher gebadet haben — ein Brausebad mit kalter und Warmwasser-voerichtung. Die Scheidungswände werden in Zugschrauben aufbewahrt und bleiben unter Obhut des Wärters; ein jeder bekam dafür einen reinen blaugestreiften Schlafmantel und ein Paar Holzpantinen. Dann wurde man in den großen, geräumigen Zellen das Bett angewiesen — ich sage ein Bett, denn man bekommt in ganz Italien wohl nicht ein so schönes, sauberes Lager als wie dort in der „Allogia popolare“. Man höre: zu jedem Bett gehören eine federnde Matratze, eine Grasmatte, zwei nach jedem Gebrauch wieder frischgewaschene, kaneerweiche Leinentücher und zwei weiche wollene Decken. Eine Arcade war es, zu sehen, wie die alten, heruntergekommene Minder-sichtbar in dieser künstlichen Ordnung wieder anzubieten. Und die Hermiten haben gebadet und in ihrer reinen Würde recht zufrieden aus. Tatsächlich habe ich auch ohne Unterbrechung bis fünf Uhr geblieben, im Gegenatz zu meinen Privatquartieren in Venedig, wo ich von Wänden, Stöben und Wanzen gequält, kein Auge zubekam und mein Körper frühmorgens zerbrach, wie das Bett einer buntgeschickten Kuh, aussah. Für die unsauberen Stunden waren in dieser Musterherberge Zellen eingerüstet, in denen ihre Kleider einer gewissen Temperatur Wärme ausgeleitet waren, die alles Ungeziefer abtötet; gewiß auch ein schönes Gefühl, wenn man seine Sachen am Morgen frisch und kühl wiederbekommt. Abgegeben von etwas Desinfektionsmittel, denn das Spritz war von oben bis unten aufs peinlichste lau und neu, hat mich dort nichts belästigt.

Unter Zeitgleichheit ist der deutsche Handwerkerbesitzer der armütigste und ehrlichste Mensch. Trifft er mehrere Kameraden, so entsteht sofort eine Art Gütergemeinschaft, die so lange anhält, bis ihr gemeinsamer Besitz angezehrt ist; diesem habe ich es auch zu verdanken, daß ich — ehe ich mich ans „Rechten“ gewöhnte, nicht verhungert bin. Ohne tragischen Abschied ziehen sie singend ihre Straße wieder auseinander, in Rom trifft man sich aufs neue, und viele Straßen führen nach Rom. Die richtigen Meister der Straße sind im erhabensten Sinne des Wortes „Glozetrotter“, ihre Mundtour führt sie weit bis ins Innere Asiens und Afrikas hinein. Wo das Meer die Wege schneidet, fahren sie „Schwarz“, erst auf hoher See kommen sie aus ihrem Versteck hervor und harren dreißt der zu erwartenden Strafe. Eine Kneldole hierzu:

Drei Landstrolche hatten es auf der Strecke von Barcelona nach Genua ebenso gemacht, erst als sie der Hunger trieb, wagten sie auf dem Deck sich zu zeigen. Der Kapitän des Handelsschiffes war über die ungeladenen, blinden Passagiere wütend, und drohte, sie ins Wasser zu werfen, zuletzt machte er doch gute Miene zum bösen Spiel und herrschte sie an:

„Na, Jung's, wenn es schon ist, so hab! Ihr doch gewiß ein Sandwerk gefertigt, womit Ihr Euch nützlich machen könnt? Denn für den Treck füllere ich Euch nicht!“

„Wir sind alles gefertigte Leute, Herr Kapitän! Ich bin Windmüller.“

Der Kapitän schnitt eine erstaunte Grimasse und fragte den Zweiten.

„Wärter!“

„Nun brauche er auf!“

„Auch Du bist bestimmt Tanzmeister? steh, ich laß Euch alle Knochen im Leibe einzeln kaputt schlagen!“

Der Dritte stößte mit der sorglosesten Mimik: „Ich bin Klarerstimmer!“

Diese Sorglosigkeit und ihr naives Lebensvertrauen ist die Frucht von all den Wechsel-sällen und Widerwärtigkeiten ihres unruhigen Seins. Die Verurteilung des Guten und Böses läßt sie sich ergehen. Ein gewisses Anpassungsvermögen und die Erfahrung sichern sie vor dem Verlieren, ein jeder kennt auf seiner Monte die Jordanen für sich gehüteten, einträglichsten Stellen; und den vielen, im Lande zerstreut liegenden Klöstern bilden sie eine feste Stütze. Auch an die Unproduktivität der Landbevölkerung sind sie gewöhnt und vermögen bei Entzug zu darben. Wein bekommen sie mehr als Wasser und ein Stücklein Brot reicht man ihnen wohl vom frühesten Tische.

Zu den gefährlichsten Momenten in einem jeden Verfallenen gehört das Feststellen der Nationalität und die daraufhin folgende Anweisung. Zum Glück aber erweist diese sein Reich nicht so leicht an ihm. Man könnte ihn ebenso für einen eingeborenen Sohn der Krampen halten, wie für einen Russen oder Engländer.

Denn er spricht meist fünf auch sechs Sprachen; er hat in der Fremdenlegion gedient und ließ sich als russischer Revolutionär von den begeisterten Studenten im Triumph durch die Straßen der Stadt tragen. Seine falschen Papiere hat er sich unter den verschiedensten Namen aus allen Nationen selbst zusammen-gestellt oder er besitzt gar keine; da kann nun eine Wache raten, welcher Herkunft ihr Aufgänger sein mag; deutsch können die Beamten nicht sein, die Mehrzahl kann aberkannt nicht sein, nur der „Zinken“ (Pöbel) stößt ihnen einige Achtung ein. So frag ich viele, die auf die unheimlichsten Weise reisten, wie auf ihren Laufscheinen, Manuskripten u. a. einen fand ich, der reiste auf einen deutschen Eintragbrief mit schönen roten Wändern, und die Rubriken auf diesem waren in trockenem Gassenhumor zur Ver-nachlässigung der Behörden angesetzt. Solch Angegriffenem winkt kein allzu tragisches Los, meist lassen sie ihn bald wieder laufen, denn wohin sollten sie ihn „auf Schutz“ geben, wenn er keine Nationalität besitzt und ihn jedes Land wieder zurückstößt? Manchem armen Sterb ist es sogar angenehmer, einmal aufgegriffen zu werden, gelangt er doch dann bei seiner Entlassung zu ein paar derben, abgelegten Zuchthausstrichen. Wieder in Freiheit, schnittelt er sich das im Gefängnis angelesene Ungeziefer vom Leibe, kauft sich für die ihm vom Municipio geschenkten paar Soldi einen Liter Wein und erzählt in einer düsteren, rußgeschwärzten Osteria seinen dort wartenden Weggenossen lachend den neuesten Gannerstreich. Bei dieser Gelegenheit erfahre ich endlich, ob ich es mit einem deutschgradbrechenden Franzosen oder Russen zu tun habe und höre mit Staunen: Mein Held ist ein unmittelbarer Landsmann von mir und aus — „Trösden im scheenen Sachsentande“ gebürtig.

Zu den einträglichsten Verdiensten der Verfallenen gehört das monatliche „Steuer“.

samt und wird nicht so bleiben. Wir müssen's nur mit den Augen unserer Zeit anschauen."

"Wenn schon. Die menschliche Gesellschaft ist ein sehr kompliziertes Gebilde," Herr Griegul."

Der Alte blickte ihn zornig an und sagte langsam, mit allem Nachdruck: "Die menschliche Gesellschaft ist ein kannibalisches Ungeheuer. Sie frisst ihre eigenen Kinder. Widerlegen Sie das, wenn Sie es können."

"Ich kann es nicht. Aber es ist nicht die ganze Wahrheit, wenn Sie das Gute vergessen."

"Das Gute? Ja so, die Tiererschüttere."

"Wie boshaft! Es gibt immerhin auch noch ein paar andere erfreuliche Dinge."

"Meinetwegen. Aber warum freuen Sie sich dann nicht? Ich meine: immer und recht von Herzen, nicht bloß lächeln und lachen. Weil Sie das Gefühl nicht loswerden, daß wir doch eigentlich in einer ganz niederträchtigen, hunds-gemeinen Welt leben."

"Sie sind wirklich ein gräßlicher Mensch, Griegul."

"Gar nicht. Aber irgendwie muß die Raube aus dem Loch. Es bohrt doch in Ihnen; es will doch hinaus zu irgendeiner freundlicheren Erkenntnis, nicht wahr? Sie fühlen sich wie die Mäus in der Falle und sehen keinen Ausweg . . ."

In Molten begann vor der einfachen Sicherheit des Alten wieder der Stolz zu steigen: "Warum tun Sie der Mäus kein Loch auf? Sie haben ja auch anscheinend die Lösung für alle Fragen und Schmerzen dieser Welt fix und fertig in der Tasche."

Griegul sah ihn groß an und schwieg eine Weile. Dann sagte er ruhig: "Nein, Sie können es natürlich nicht begreifen, daß auch wir, denen das Denken nicht exerziermäßig beigebracht ist, den Dingen auf den Grund zu kommen suchen. Der akademische Stolz ist Ihnen im Wege. Es haben ja immer andere für uns gedacht. Nun, wo wir anfangen, das selbst zu besorgen, wundert man sich. Aber das hilft nichts. Wir müssen schon selber sehen, wie wir weiterkommen, nicht, Herr Doktor?"

Eine feine Röte stieg in Molten's Gesicht: "Ich wollte Sie nicht beleidigen, Herr Griegul. Mir erscheinen eben die Dinge nicht so einfach wie Ihnen, der gelassen sagt: Karthago muß zerstört werden."

"Suchen Sie einen besseren Ausweg."

"Ja, ich habe in letzter Zeit sehr viel daran gedacht und meine, man sollte an das Gute im Menschen appellieren — es ist doch wohl überall mehr oder weniger zu finden."

"Meistens weniger . . ."

"Gewiß. Bei manchem langt es sicherlich nicht, um damit etwas anfangen zu können. Aber wenn man die sittlichen Kräfte der Besten aufriefe, wenn man mit unwiderlegbaren Gründen anklopft bei denen, die maßgebend und einflußreich sind — es müßte doch komisch zugehen, wenn wir nicht doch schließlich den Stein über den Berg brächten."

"Es geht komisch zu," sagte Griegul. "Das haben vor Ihnen schon 'ne ganze Menge Leute erfahren."

Molten nahm seinen Hut. "Trotzdem. Ich will es versuchen — hier, für unseren bescheidenen Kreis zunächst. Für die Fabrik zu allererst. Ja," er reichte Griegul zum Abschied die Hand, "ich glaube, ich muß es tun."

"Viel Glück, Herr Doktor!"

Einige Tage später.

Dr. Molten hatte an die Direktion der chemischen Fabrik einen Brief gerichtet, worin er seinen Besuch ankündigte.

Heberlein, der technische Direktor, ein großer Herr mit grauem Haar und eben solchen Bartkoteletten, mit einem bligenden Kneifer an breitem schwarzen Bande, empfing den Arzt sehr liebenswürdig. Er freute sich, ihn wieder

einmal zu sehen — ohne betäubenden Anlaß wie meistens sonst. Er kam auf die gesellschaftliche Zurückgezogenheit Molten's zu sprechen, auf das Wetter, auf die leidigen beruflichen Negergebnisse und allerlei Nebensächlichkeiten. Bis er die schlecht verhehlte Ungeduld des Arztes bemerkte. Da sagte er: "Nun aber zu Ihrem Anliegen, lieber Herr Doktor. Sie haben sich, wie ich sehe, mit einer furchterregenden Aktenmappe bewaffnet. Hier sitze ich — ein nicht zu verfehlendes Ziel. Bitte, schießen Sie los." Er lehnte sich lächelnd in seinen Sessel zurück und sah nach der Uhr.

Molten mußte sich, dieser humoristischen Stimmung gegenüber, einen innerlichen Mut geben, um unbefangenen sprechen zu können.

"Ich werde so kurz wie möglich sein, Herr Direktor, trotzdem es sich um Angelegenheiten von hoher Wichtigkeit handelt. Aber es liegt mir zunächst daran, Ihre Aufmerksamkeit auf Dinge zu lenken, die — glaube ich — bisher nicht ausreichend bedacht worden sind. Darf ich ein paar persönliche Bemerkungen vorausschicken, die Ihnen mein Vorgehen begründen?"

"Bitte. Wird mich sehr interessieren."

"Ich bin, wie Sie wohl wissen, seit Jahren der — das darf ich sagen — am meisten konultierte Arzt unserer Krankenkasse und habe also auch viel mit den Leuten zu tun, die in Ihrer Fabrik beschäftigt sind. Ja, Ihre Arbeiter und Arbeiterinnen stellen absolut und relativ die größte Zahl meiner Patienten. Ich habe mich in den sechs Jahren meiner Tätigkeit wirklich redlich bemüht, den hohen Krankenstand zurückzudrängen, ihn wenigstens annähernd auf ein normales Maß zu bringen. Leider vergeblich. Nun will jeder, der arbeitet, auch Resultate seines Schaffens sehen, will —"

"Erlauben Sie mir eine Zwischenbemerkung, verehrter Herr Doktor, die unsere Verhandlung vielleicht abzukürzen imstande ist: es stehen auf unsere Anregung hin im Vorstände der Kasse Erörterungen bevor, die sich mit Ihren auch nach unserer Ansicht unzureichenden Bezügen beschäftigen werden."

"Sie mißverstehen mich, Herr Direktor. Es handelt sich mir nicht darum, mein Honorar zu erhöhen, sondern darum, die Leiden der Leute zu vermindern."

"Bardon." Das Lächeln verfiel, und Herr Heberlein blickte kühl forschend auf den Arzt, der nun sagte:

"Meine Absicht ist nur, Ihnen verständlich zu machen, daß der Mangel an dauernden Erfolgen im Laufe der Zeit begonnen hat, drückend auf mich zu wirken. Ja, ich habe Stunden gehabt — nein, davon nichts. Kurz: ich bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Leitung der Fabrik mit dem Arzt zusammenarbeiten muß, wenn dauernde Resultate erreicht werden sollen."

"Ich bin leider nicht Mediziner," sagte Herr Heberlein.

"Aber —" Molten blickte sein Gegenüber perplex an. "Das —"

"Ja, ich meine, die Direktoren oder gar der Aufsichtsrat — hier lächelte Herr Heberlein —

"können Ihnen unmöglich sagen, wie Sie es beginnen sollen, auf Ihrem eigensten Gebiete mehr zu erreichen. Ebenjowenig etwa, wie Sie in der Lage wären, uns Ratschläge in bezug auf eine bessere Rentabilität unserer Werke zu geben." Herr Heberlein spielte mit dem Bande seines Kneifers und gab seiner Sprache einen etwas entschiedeneren Ton: "Ich möchte nämlich von vornherein keinen Zweifel darüber lassen, verehrter Herr Doktor, daß nach meiner Meinung jeder am besten tut, wenn er auf seinem speziellen Gebiete bleibt."

"Ja." Molten blickte ihn etwas irritiert an. "Das ist selbstverständlich auch meine Absicht. Dagegen befinden Sie sich doch wohl immer auf Ihrem Gebiet, wenn von den Arbeitern Ihrer Fabrik die Rede ist. Jedenfalls

ist in diesem Fall Ihre Mitwirkung unerlässlich. Der Arzt kann Krankheiten heilen. Er wird aber höchst selten ihre Ursachen beseitigen können — von den Unfällen, die sich hier in letzter Zeit bedenklich gehäuft haben, gar nicht zu reden. Da ist der Arzt eben einfach machtlos, wenn ihn die leitenden Personen nicht unterstützen."

Herr Heberlein wischte ein Stäubchen von seinem Kneifer, und während er das Glas wieder auf die Nase klemmte, sagte er: "Wenn ich Sie recht verstehe, Herr Doktor, so sind Sie einem Universalmittel auf die Spur gekommen, das sowohl Krankheiten wie Unfällen vorbeugen kann. Ich bin nicht abgeneigt, Versuche damit anzustellen."

In Molten's Gesicht stieg die Blut. Er erhob sich: "Ich bedauere, auf Ihren scherzhaften Ton nicht eingehen zu können, Herr Direktor. Ich bin in der Absicht gekommen, an Ihren Edelmann, Ihr Humanitäts- und Pflichtgefühl zu appellieren, und Sie antworten mir mit — Wigen."

"Wenn Ihnen das nicht gefällt, verehrter Herr Doktor, kann ich es auch anders sagen. Bitte, setzen Sie sich noch einen Augenblick also: Sie sind offenbar der Meinung, daß Sie es hier mit Grünhörnern zu tun haben, denen man den Weg weisen muß — namentlich in moralischer Hinsicht. Lassen Sie sich also gesagt sein, daß das, was geschehen kann, geschieht — auch ohne Ihre freundliche Erinnerung. Viel leicht ist es Ihnen auch nicht ganz unbekannt, daß es gesetzliche Vorschriften gibt — ja, herrliche Vorschriften wie Sand am Meer! — die nur leider von den Arbeitern nicht immer mit genügendem Respekt und ausreichender Sorgfalt beachtet werden, was ja auch bei den am grünen Tisch ausgeheckten Paragraphen zuweilen seine Schwierigkeiten hat. Die weit verbreitete Meinung, daß unseren Arbeitern besondere Gefahren drohen, ist übrigens falsch. Die daraus entspringende Tendenz aber, Schutzmaßregel auf Schutzmaßregel zu häufen, erscheint uns, die wir mitten in der Praxis stehen, geradezu verhängnisvoll. Warnen? Weil die Arbeitsweise immer komplizierter und damit — gefahrvoller wird. Und die vielberedeten sogenannten Verunsicherungen! Es ist einfach nicht richtig, daß die Arbeit in den chemischen Betrieben gesundheitschädlicher sei als in anderen Industriezweigen . . ."

"Doch." Molten unterbrach ihn schnell und öffnete seine Mappe. "Ich habe hier Tabellen und Krankheitsberichte, die Sie sofort eines anderen belehren werden."

Heberlein winkte verdrießlich: "Behalten Sie nur Ihr kostbares Material. Es sagt mir wirklich nichts Neues. Das Leben ist ja an sich ungesund, nicht wahr? Niemand bestreitet es. Aber unterscheiden Ihre trefflichen Dokumente dort zwischen ernstlich Kranken und Simulanten? Können Sie in allen Fällen zweifelsfrei feststellen, was die Ursachen der Erkrankungen waren? Es gibt nämlich auch eine unberühmte Lebensweise . . ."

"An den wirklichen Ursachen läßt mein kostbares Material, wie Sie es zu nennen belieben keinen Zweifel. Alle unsicheren Fälle sind ausgeschieden. Bedenken Sie, bitte, daß ich mir diese Arbeit vorgesetzt habe, um selbst Klarheit zu gewinnen — Klarheit auch darüber, ob ich nicht vielleicht dem Sisyphus gleiche, insofern gleiche, als es mir nicht gelingt, feststehende Erfolge zu erreichen."

"Sie sind ein Phantast, Herr Doktor!"

Heberlein betrachtete ihn wie einen sehr merkwürdigen Gegenstand.

Molten errötete leicht. "Vielleicht bin ich es nicht so sehr, wie es den Anschein hat, Herr Direktor. Sagen Sie, daß ich viel, daß ich Großes erreichen möchte, aber wollen Sie — in anderer Weise — es nicht?"

"Was Sie wollen, ist unmöglich!" (Fort.)

Was weißt denn Du . . .

Was weißt denn Du von jener Zeit,
in der für Dich mein Herz nur schlug,
und ich in stiller Seligkeit
nur Dich in meinem Herzen trug.

Du warst mir wie der Sonnenstrahl,
der mich umspann mit Zaubermacht
und in mein Leben noch einmal
den Frühling mir zurückgebracht.

Doch nur zu bald der Winter kam.
Es fiel ein Schatten auf mein Glück,
der mir mein bißchen Sonne nahm,
und in die Nacht mich stieß zurück.

Nun steh' ich abseits und allein,
und rings um mich ist's kalt und leer.
Ich sehne mich nach Sonnenschein,
doch meine Sonne scheint nicht mehr.

Du aber gehst so leicht einher,
und lachst so froh, wie dazumal.
Dir ist ja auch das Herz nicht schwer,
Du weißt ja nichts von Leid und Qual!

Und weißt auch nichts von jener Zeit,
in der für Dich mein Herz nur schlug,
und ich in stiller Seligkeit
nur Dich in meinem Herzen trug.

Raaf Petersen.

Deutsche „Kunden“ in Italien.

Soziale Studie von Friedrich Katteroth.

Italien ist das „Eldorado“ der deutschen „Kunden“. Sie bilden eine eigene Klasse der Italienreisenden, eine Klasse, die nicht um des Vergnügens willen dort weilt, denn sie sind jeden Besitzes bar, auch nicht aus Liebe für Kunst und Schönheit — ihr ästhetisches Empfinden, wenn man es ihnen nicht gänzlich abspricht, beruht auf ganz entgegengesetzter Grundlage —, sondern allein darum, daß sie hier in diesem fremden, schönen, verfallenen Lande alle ihre Lebensanforderungen finden. Eine bessere, barmherzigere Heimat ist ihnen Italien geworden. Ein gnädigeres Los bereitet ihnen das neue Land, es stößt sie nicht hinaus in Schnee und Kälte, es bereitet ihnen auch mitten im Winter ihr Bett unter Pinien und in duftenden Rosenlagern. Sie rennen sich nicht bei jeder Gelegenheit an den nach ihrer Meinung verschrobenen Moralbegriffen die Köpfe ein, es läßt ihrem unbändigen Freiheitsdrang den weitgehendsten Spielraum. Und über die Erbärmlichkeit ihres wirklichen Lebens täuschen sie sich abends in der Osteria bei einer Karaffe roten Weines mit Spiel und Gesang hinweg. Wenig Prozent dieser Geschickerten sind Deutsche, werden zu Kulturträgern des Deutschland im Auslande. Kein Land der Erde stellt wohl solch hohe Zahl als Deutschland und Oesterreich, und des Übels Grund liegt in der verkehrten, einer so eingehenden Reform bedürftigen Handhabung des Strafgesetzbuches, welches nur immer straft und ächtet, aber nie veredelt, nie emporzieht. Weil sie die Heimat geschändet und dann abgestoßen hat, weil ein jeder dieser Armen seine Geschichte hat, weil es mit ihm hätte besser werden können, wäre man ihm auch nur ein bißchen entgegengekommen, so fühlt und trägt noch ein jeder ein Stücklein Selbstbewußtsein in sich, das ihm sein Verweilen in Italien rechtfertigt.

In allen größeren Städten Italiens finden sich Vereine und Häuser der Barmherzigkeit, die dem armen landsahrenden Volk ein gutes, sauberes Nachtquartier, Speise, Trank und Unterstützung geben. Sie bilden das offenbare Gegenteil unserer deutschen Bruckstätten des

Schmutzes und Lasters, den Herbergen, mit denen kein anständiger armer Reisender in Verbindung treten mag.

Als ich am Abend in Padua stand, müd, mutterseelenallein und weit weg von deutschsprechenden Menschen, habe ich so recht diese Wohlthat empfunden. Straßenkinder wiesen mir den Weg zur „Allogia popolare“. Punkt 8 Uhr wurden dort die Türen geöffnet, Kinder, Männer, Frauen und Greise drängten hinein, ein Quartier für die raube Nacht suchend. In einem freundlichen, mit Tischen und Bänken versehenen Vorräume harrten wir, bis sich der Schalter eines Fensters öffnete, wo wir unsere Personalien angaben und die Schlafmarken bekamen. Die Kontrolle liegt abwechselnd in den Händen eines Vorstandsmitgliedes und wurde freundlich und liebevoll ausgeübt. Der Wärter öffnete uns eine Tür zum Vordraum, denn alle, die ein Bett haben wollten, mußten vorher gebadet haben — ein Brausebad mit Kalt- und Warmwasserrichtung. Die Kleidungsstücke werden in Schließchen aufbewahrt und bleiben unter Obhut des Wärters; ein jeder bekam dafür einen reinen blaugestreiften Schlafmantel und ein Paar Holzpantinen. Dann wurde uns in den großen, geräumigen Sälen das Bett angewiesen — ich sage ein Bett, denn man bekommt in ganz Italien wohl nicht ein so schönes, sauberes Lager als wie dort in der „Allogia popolare“. Man höre: zu jedem Bett gehören eine federnde Matratze, eine Grasmatte, zwei nach jedem Gebrauch wieder frischgewaschene, schneeweiße Leinentücher und zwei weiche wollene Decken. Eine Freude war es, zu sehen, wie die alten, heruntergekommenen Kunden sichtbar in dieser häuslichen Ordnung wieder auflebten. Und die Kernsten sahen gebadet und in ihrer reinen Wäsche recht zufrieden aus. Tatsächlich habe ich auch ohne Unterbrechung bis früh 5 Uhr geschlafen, im Gegensatz zu meinen Privatquartieren in Venedig, wo ich von Mücken, Flöhen und Wanzen gepeinigt, kein Auge zubekam und mein Körper frühmorgens zerbißten, wie das Fell einer hantgeschickten Kuh, auslag. Für die unsauberen Kunden waren in dieser Musterherberge Dosen eingerichtet, in denen ihre Kleider einer gewissen Temperatur Wärme ausgesetzt waren, die alles Ungeziefer abtötet; gewiß auch ein schönes Gefühl, wenn man seine Sachen am Morgen froh- und käusefrei wiederbekommt. Abgesehen von etwas Desfarbendunst, denn das Haus war von oben bis unten aufs peinlichste sauber und neu, hat mich dort nichts belästigt.

Unter Seinesgleichen ist der deutsche Handwerksbursche der gutmütigste und ehrlichste Mensch. Trifft er mehrere Kameraden, so entsteht sofort eine Art Gütergemeinschaft, die so lange anhält, bis ihr gemeinsamer Besitz aufgezehrt ist; diesem habe ich es auch zu verdanken, daß ich — ehe ich mich aus „Fechten“ gewöhnte, nicht verhungert bin. Ohne tragischen Abschied ziehen sie singend ihre Straße wieder aneinander, in Rom trifft man sich aufs neue, und viele Straßen führen nach Rom. Die richtigen Meister der Straße sind im erhabensten Sinne des Wortes „Globetrotter“, ihre Mundtour führt sie weit bis ins Innere Asiens und Afrikas hinein. Wo das Meer die Wege schneidet, fahren sie „schwarz“, erst auf hoher See kommen sie aus ihrem Versteck hervor und harren dreist der zu erwartenden Strafe. Eine Anekdote hierzu:

Drei Landsteute hatten es auf der Strecke von Barcelona nach Genua ebenso gemacht, erst als sie der Hunger trieb, wagten sie auf dem Deck sich zu zeigen. Der Kapitän des Handelsschiffes war über die ungeladenen, blinden Passagiere wütend, und drohte, sie ins Wasser zu werfen, zuletzt machte er doch gute Miene zum bösen Spiel und herrschte sie an:

„Na, Jung's, wenn es schon ist, so hab' Ihr doch gewiß ein Handwerk gelernt, womit Ihr Euch nützlich machen könnt? Denn für den Dreck füttere ich Euch nicht!“

„Wir sind alles gelehrte Leute, Herr Kapitän! Ich bin Windmüller.“

Der Kapitän schnitt eine erstante Grimasse und frug den Zweiten.

„Gärtner!“

Nun brauste er auf:

„Und Du bist bestimmt Tanzmeister? Herk's, ich laß Euch alle Knochen im Leibe einzeln kaputt schlagen!“

Der Dritte stötete mit der sorglosesten Stimme: „Ich bin — Klavierstimmer!“

Diese Sorglosigkeit und ihr naives Lebensvertrauen ist die Frucht von all den Wechselfällen und Widerwärtigkeiten ihres unruhigen Herumvagabundierens, mit der Miene eines Fatalisten lassen sie Gutes und Böses über sich ergehen. Ein gewisses Anpassungsvermögen und die Erfahrung sichern sie vor dem Neuzerkeren, ein jeder kennt auf seiner Monte die sorgsam für sich gebühten, einträglichsten Stellen; und den vielen, im Lande zerstreut liegenden Klöstern bilden sie eine feste Kundeenschaft. Auch an die Anspruchslosigkeit der Landbevölkerung sind sie gewöhnt und vermögen wochenlang zu darben. Wein bekommen sie mehr als Wasser und ein Stücklein Brot reicht man ihnen wohl vom ärmsten Tische.

Zu den gefürchtesten Momenten in einem jeden Vagabundendasein gehört das Feststellen der Nationalität und die daraufhin folgende Auslieferung. Zum Glück aber erkennt diese kein Mensch mehr so leicht an ihm. Man könnte ihn ebenso für einen eingeborenen Sohn der Abruzzen halten, wie für einen Russen oder Engländer.

Denn er spricht meist fünf auch sechs Sprachen; er hat in der Fremdenlegion gedient und ließ sich als russischer Revolutionär von den begeisterten Studenten im Triumph durch die Straßen der Städte tragen. Seine falschen Papiere hat er sich unter den verschiedensten Namen aus allen Nationen selbst zusammengestellt oder er besitzt — gar keine; da kann nun eine Behörde raten, welcher Herkunft ihr Infognitoreisender sein mag; deutsch können die Beamten nicht lesen, die Mehrzahl kann überhaupt nicht lesen, nur der „Zinken“ (Reichssteuereinsamler) stößt ihnen einige Achtung ein. So traf ich viele, die auf die unsinnigsten Wünsche reisten, wie auf ihren Lauschein, Krankentassenbuch u. a., einen fand ich, der reiste auf einen deutschen Eilfrachtbrief mit schönen roten Bändern, und die Rubriken auf diesem waren in trockenem Gassenhumor zur Verulkung der Behörden ausgestellt. Solch Aufgegriffenem winkt kein allzu tragisches Los, meist lassen sie ihn bald wieder laufen, denn wohin sollten sie ihn „auf Schub“ geben, wenn er keine Nationalität besitzt und ihn jedes Land wieder zurückstößt? Manchem armen Kerl ist es sogar angenehm, einmal aufgegriffen zu werden, gelangt er doch dann bei seiner Entlassung zu ein paar derben, abgelegten Zucht-hausstiefeln. Wieder in Freiheit, schüttelt er sich das im Gefängnis aufgelesene Ungeziefer vom Leibe, kauft sich für die ihm vom Municipio geschenkten paar Soldi einen Liter Wein und erzählt in einer düsteren, rußgeschwärzten Osteria seinen dort wartenden Weggenossen lachend den neuesten Gassenstreich. Bei dieser Gelegenheit erfahre ich endlich, ob ich es mit einem deutschradbrechenden Franzosen oder Russen zu tun habe und höre mit Stutzen: Mein Geld ist ein unmittelbarer Landsmann von mir und aus — „Dräßen im scheenen Saßjenlande“ gebürtig.

Zu den einträglichsten Verdiensten der Vagabunden gehört das Konsulat „Neben“.

Gene, in ihrem Wesen recht nützlichen Heimatsämter werden meist sehr überlaufen. Der Wunsch ist gewöhnlich — „Geld!“ Während jedoch oft nur ein paar Schmarcken oder eine Lira mit vieler Mühe zu erschwingen sind, gelingt es den besser Bekleideten häufig, durch Kunstgriffe und falsche Vorpiegelungen das Herz des Konsuls zu rühren. Gewöhnlich leihen sich vier bis sechs Mann untereinander die Legitimationspapiere, die jeder einzelne wiederum in den verschiedensten Exemplaren aus aller Herren Länder als „heimatberechtigt“ besitzt — was zusammenmultipliziert, eine stattliche Summe ausmacht. (Schluß folgt.)

Die wirtschaftliche und politische Entwicklung Chinas.

Von A. Conrady.

Der Gedanke an eine chinesische Republik wurde noch vor zwei Menschenaltern selbst von sozialistischer Seite mehr nur in scherzhafter Form erörtert. Heute ist es tödlicher Ernst damit geworden. Der erstmalige Wandel, der in China eingetreten ist, gehört zu den schlagendsten Beispielen für die ungeheure Schnelligkeit, mit der sich die geschichtliche Entwicklung heute vollzieht. Bei China frappt das um so mehr, als man sich gewöhnt hatte, das Reich der Mitte mit seiner uralten Kultur als das Land des ewigen Stillstandes zu bezeichnen. Das war freilich nur einer von den vielen Irrtümern, die in Gestalt von Gemeinplätzen und Schlagworten im Umlauf sind. Tatsächlich hat auch die chinesische Geschichte in wirtschaftlicher und politischer Hinsicht eine mannigfache Entwicklung aufzuweisen, die man wegen ihrer Nachwirkung auf die Gegenwart kennen muß, um die heutigen Vorgänge in Ostasien richtig zu würdigen. Freilich ist die chinesische Entwicklung uns heute noch recht unvollkommen bekannt, weil die Sinologie gar nicht allzulange über das Stadium hinaus ist, in dem die chinesischen Geschichten auch europäischer Historiker im ganzen nichts als eine Umschreibung der chinesischen Geschichtsschreibung mit ihren bloßen Kaiserannalen waren. Immerhin ist jetzt schon eine ganze Menge zur Aufhellung des Werdeganges von Gesellschaft und Staat in China geschehen, so daß die Umrisse der Entwicklung einigermaßen deutlich zum Vorschein gebracht werden können von jenen Urzeiten ab, in denen China der Forschung zugänglich zu werden beginnt.

Früher nahm man allgemein an, daß die Chinesen von Westen her, aus dem Tarimbecken, in ihre heutigen Sitze eingewandert seien, zuerst Schensi besiedelt und sich dann weiter nach Schansi und Honan ausgedehnt hätten. Diese Einwanderungstheorie ist heute von den kompetentesten Sinologen aufgegeben. Es ist mit einleuchtenden Gründen, besonders von dem Leipziger Chinaforscher Prof. Conrady, dargetan worden, daß das Chinesentum zuerst in Honan und Schansi zu Hause gewesen ist und sich dann erst nach Schensi hinüber erstreckt hat, wonach also keine Bewegung von West nach Ost, sondern vielmehr eine solche von Ost nach West anzunehmen ist. Das läßt denn auf einen selbständigen Ursprung der chinesischen Kultur im Lande selbst schließen und räumt mit jenen beliebten Annahmen auf, denen zufolge ein Zusammenhang zwischen altbabylonischer und chinesischer Zivilisation existieren sollte. Faktisch lassen sich die unleugbar vorhandenen Ähnlichkeiten hier und dort sehr wohl dadurch erklären, daß der Aufstieg der Menschen zur Kultur sich im ganzen überall gleichartig vollzogen hat.

Was die Chinesen selbst über ihre älteste Vergangenheit zu berichten wissen, reicht zeitlich bis in die erste Hälfte des dritten Jahrtausends vor Christo hinein, soweit es sich nicht um reine Mythen handelt. Indes sind die chinesischen Nachrichten über die Zeiten des dritten Jahrtausends im großen und ganzen auch noch sagenhafter Natur. Immerhin spricht aus den Ueberlieferungen der Chinesen über ihre Vorzeit das richtige Bewußtsein, daß ihre Vorfahren aus dem Stadium der Wildheit langsam zur Zivilisation einporstiegen. In bezug auf die Gesellschaftsverfassung ist das Aelteste, was sich aus Gebräuchen, Sagen usw. ermitteln läßt, die Tatsache, daß sich auch bei den Chinesen die Gentilverfassung, die dort bekanntlich bis heute nachwirkt, ursprünglich in mütterrechtlicher Gestalt mit Gruppenehe vorgefunden hat. Der Uebergang zum Vaterrecht und zur Einzelsehe muß allerdings schon sehr früh erfolgt sein. Jedoch behaupteten sich die Traditionen aus mütterrechtlicher Zeit hartnäckig genug, um trotz alles späteren Patriarchalismus zu bewirken, daß für die ältesten Sagenhelden die Abstammung nur von Mutterseite gerechnet wird.

Ueber den Uebergang zum späteren Stadium der Gentilverfassung wissen wir nichts. Wir finden nun in China wie anderswo einen Organismus, der unterscheidet zwischen Sing, Stamm, Schi oder Whatrie und Tcho, Clan; eine alte Quelle bezeichnet Sing als die Wurzel, Schi als die Aeste und Tcho als die Zweige. Der ganze Aufbau war ursprünglich durchaus demokratischer Natur, indem alle Funktionäre bis zu den Stammeshäuptlingen hinauf ihr Amt auf Grund von Erwählung innehatten. Die Erblichkeit wenigstens der Stammeshäuptlinge muß sich aber schon frühzeitig durchgesetzt haben. Die alte Bezeichnung für diese und die Fürsten, die hernach aus ihnen geworden, ist nu, zu deutsch Hirte. Das ist eine Erinnerung an eine Zeit, als die Chinesen noch wesentlich Viehzüchter und Nomaden waren. Noch früher scheinen sie in erster Linie Jäger gewesen zu sein. In den Zeiten, als die chinesische Schrift entstand, finden wir das Volk aber schon im Uebergang zum Ackerbau und zur Ansässigkeit. Zu dieser Etappe der sozialen Entwicklung gehört auch die früheste Vorstellung, die sich von den Eigentumsverhältnissen der Chinesen gewinnen läßt. Wir treffen auch bei ihnen wie bei allen anderen Völkern mit Gentilverfassung den urwüchsigen Kommunismus an, bestehend im Gemeineigentum am Grund und Boden. Wenn dieser ehemals durch ganze Dorfgemeinschaften gemeinjam bestellt worden ist, so liegt das vor den Zeiten, die der Forschung zugänglich sind. In frühester historischer Zeit ist das Ackerland in den einzelnen Ortschaften schon ausgeteilt an die Familien, die ein Dorf enthält. Familien allerdings nicht in unserem enger begrenzten Sinne, sondern unter Einschluß mehrerer Generationen, einschließlich verheirateter Kinder mit ihrer Nachkommenschaft, so daß eine ganze Hausgenossenschaft herauskommt von einem Typus, der heute in China noch häufig ist. Es läßt sich in jenen ältesten geschichtlichen Zeiten gleichfalls noch der Gebrauch konstatieren, den wir z. B. auch bei den alten Deutschen finden, den Boden jährlich neu aufzuteilen. Das hätte aber schon frühzeitig auf, so daß die einzelne Familie ihren Teil am Ackerland dauernd behält.

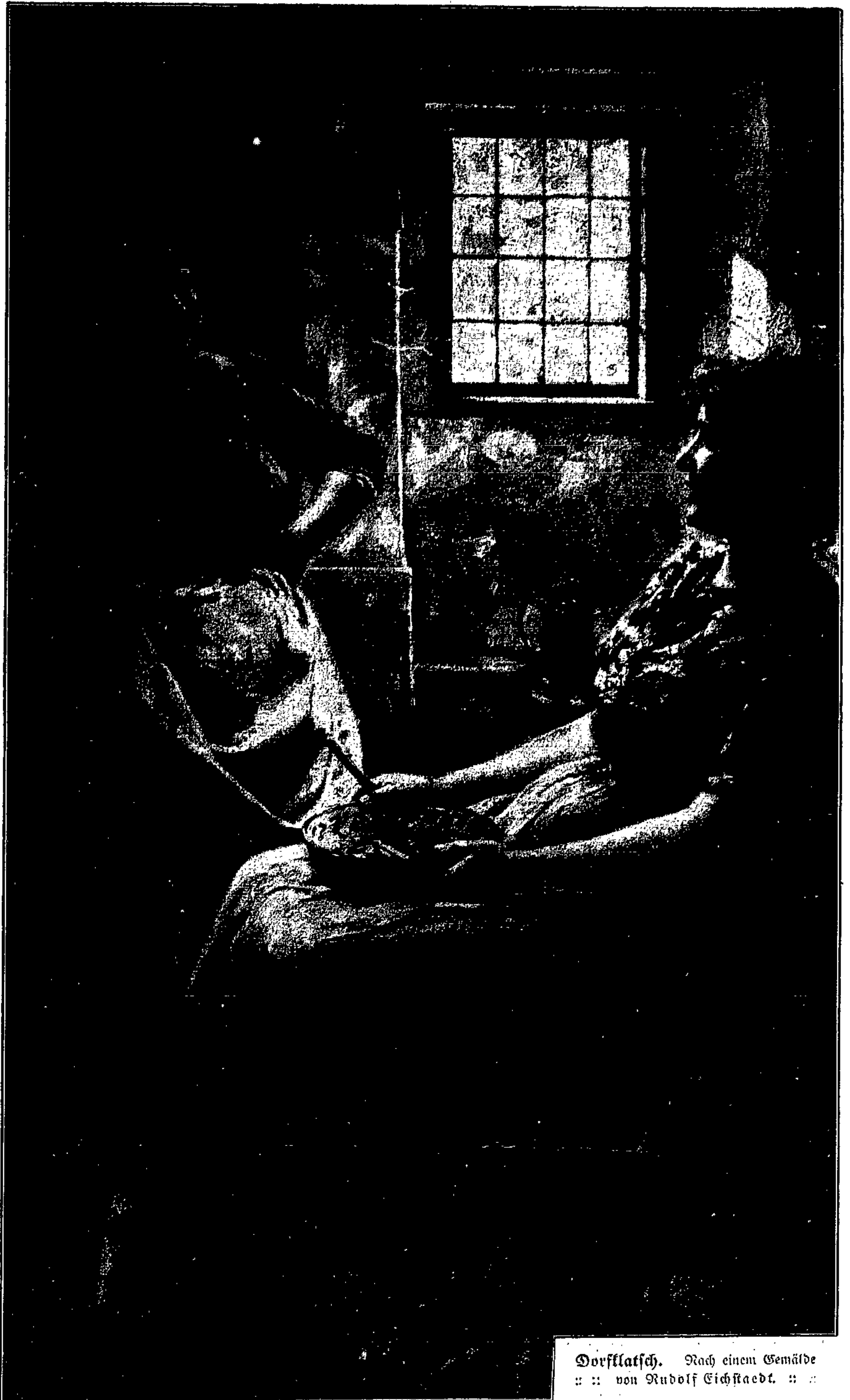
In seiner weiteren Ausbildung erscheint das chinesische Agrarsystem schon in ganz alter Zeit aufs engste verbunden mit dem sich entwickelnden Staatswesen größeren Umfangs. Daß sich ein solches in den Gegenden am Hoangho und nach dem Jangtsekiang zu schon in der ersten Hälfte des 3. Jahrtausends v. Chr. stattlich entfaltet, hatte seinen Grund besonders wieder in den Voraussetzungen und Bedürfnissen

des Ackerbaues in China. Die chinesische Landwirtschaft beruhte von Anfang an auf ausgebreiteter Regulierung der Wasserzufuhr. Ziehen von kleineren und größeren Wassergräben zur Ackerberieselung, Anlage von Dämmen zur Verhütung von unzeitigen Ueberflutungen wurde bereits in ganz grauer Vorzeit vorgenommen und schon so früh auf großer Stufenleiter betrieben, daß der Name des halb sagenhaften Kaisers Jü gegen 2200 v. Chr. besonders mit Wasserbauten großen Stils verknüpft wird. Größere Anlagen dieser Art setzen naturgemäß größere Gebiete, zahlreichere Arbeitskräfte und mehr Mittel voraus, als selbst ein ganzer Stamm aufzuweisen hat. So ward also ein umfangreicheres Gemeinwesen soziales Bedürfnis. Wie sehr das chinesische König- oder Kaisertum von Anfang an speziell auf dem Bedürfnis der Wasserregulierung beruhte, zeigt beispielsweise die Tatsache, daß von den alten Schriftcharakteren einer für Gesetz eigentlich soviel wie das Wasser abfließen bedeutet, wie auch ein Zeichen für Negieren von der Regulierung der Gewässer ausgeht. Eine uralte Quelle läßt den Kaiser Schün seinen zwölf „Sitten“ vor allem anderen die Ernährung des Volkes ans Herz legen. Ähnlich wird dem alten Jü die Aeußerung in den Mund gelegt, die Regierung zeige sich in der Ernährung des Volkes. Anderswo rühmt sich Jü, daß er die Flüsse regulierte, Bewässerungsgräben und Kanäle vertiefte usw. Ferner aber habe er sein Volk angetrieben, auszutauschen was sie hätten, mit dem, was sie nicht hätten. In der Tat ist keine Frage, daß die Anfänge des Tauschhandels und der Warenproduktion in China außerordentlich weit zurückgehen, wie denn auch kein Zweifel sein kann, daß schon vor 2000 v. Chr. erhebliche gewerbliche, hausindustrielle Anfänge vorhanden waren; schon zu dieser Zeit hören wir von besonderen Handwerkern.

Die große Masse des Volkes aber bestand natürlich aus Bauern, bei denen nun unter staatlichen Verhältnissen der urwüchsige Kommunismus zu höchst merkwürdiger Gestalt fortgebildet worden war. Die Bauern erscheinen jetzt als Erbpächter des Staates, dem sie für öffentliche Zwecke Abgaben und Dienste leisten. Die Dienste erstrecken sich besonders auf den mittleren Teil der Dorfgemarkung, der für den Staat reserviert ist und von den Anwohnern bestellt wird, während die rundum liegenden Teile unter je acht Familien verteilt gedacht sind. Schematisch vorgestellt, erscheint dieses Neufelderystem in Gestalt eines Quadrats, das in neun kleinere Quadrate von je 100 „Mau“ Flächeninhalt zerfällt, wovon das innerste für den Staat bestimmt ist. Die Chinesen sprechen von Brunnenystem, weil zur schriftlichen Wiedergabe der Quadrate ein die inneren Teillinien andeutendes Zeichen gebraucht wird, das sonst Tjing, Brunnen, gelesen wird.

In einem alten Liede des Schiking wird von dem Ertrage des Staatsackers gesagt, daß seine Frucht für den Kaiser reife. Das legt schon den Gedanken nahe, daß das chinesische Staatswesen frühzeitig seinen ursprünglich demokratischen Charakter mit dem des Absolutismus vertauscht hat. Während die Könige oder Kaiser anfangs selbst noch Wahlfürsten waren, finden wir sie später zu Erbherren geworden. So gehen nun auch die unteren Funktionäre bis zum Dorfschulzen hinunter nicht mehr aus der Wahl hervor, sondern werden von oben her ernannt, so daß nun die Souveränität nicht mehr beim Volk, sondern beim Kaiser liegt, der die Beamten zu ernennen hat und über die Abgaben und über die Erträgnisse der öffentlichen Ländereien verfügt; in erster Linie dienen diese natürlich zum Unterhalt der Beamtenschaft und der Berufskrieger, die sich schon frühzeitig als besonderer Stand herausbildeten und sich gleich

den Beamten über die Masse der Bevölkerung erhoben. Eine ständisch abgestufte Gesellschaft war schon in den Anfängen des zweiten Jahrtausends v. Chr. vorhanden. Vier Klassen des Volkes werden genannt: die Krieger, zu denen die Beamten mitgerechnet sind, stehen über den Bauern, den Handwerkern und den Kaufleuten. Wir vernennen auch, daß die Söhne der Krieger regelmäßig wieder Krieger, die von Handwerkern wieder Handwerker geworden seien. Kastennmäßige Absonderung bestand nun also, und die herrschende Klasse war ein Kriegsadel, der sich bis zum Kaiser hinauf mannigfach abstufte in der nämlichen Art, wie wir dies im Lehenswesen des europäischen Mittelalters finden. Ueberhaupt kam nun China in ein Zeitalter des Feudalismus hinein. Die Untergebenen des Kaisers in den ferneren, neu erworbenen Grenzgebieten schlangen sich zuerst zu größerer Machtvollkommenheit empor, als mit der Beamtenqualität vereinbar war. Sie wurden Vasallenfürsten des Kaisers. So machte sich aber überhaupt das Vasallentum allenthalben in steigendem Maße auf Kosten der Zentralgewalt geltend und teilte das Reich immer mehr in eine große Anzahl von Vasallenfürstentümern, die bald nur noch nominell den Geboten des Kaisers unterstanden, faktisch selbstständig waren und höchstens einen Tribut an den Oberherrn entrichteten. Unter den großen Vasallenfürsten aber gab es wieder kleinere Herren bis hinunter zum regulären Krantjunker, der sich nun zum tatsächlichen Herrn eines oder mehrerer Komplexe von neun Feldern aufwarf, das innerste, das öffentliche Gut, zu seinem festen Herrschaft machte und die umwohnenden Bau-



Dorfplatz. Nach einem Gemälde
:: von Rudolf Eichstaedt. ::

ern als seine abgaben- und frondienstpflichtigen Hinterlassen behandelte, wobei allerdings das Bewußtsein nie ganz erstarb, daß der Abt die doch nicht eigentlich der Grundherr sei.

Alles in allem wiesen die Zustände Chinas in diesen Zeiten die größte Ähnlichkeit auf mit denen des feudalen Europa im Mittelalter und gleichen diesen auch darin, daß das Fehdewesen eine große Rolle spielte. Fehden zwischen Teilfürsten und zwischen kleineren Herren waren an der Tagesordnung, zum schweren Leidwesen der Bevölkerung, die auch furchtbar mitgenommen wurde durch räuberische Einfälle barbarischer Nachbarn Chinas, denen die zunehmende Zersplitterung des Reiches zugute kam.

Von den Zuständen, die sich im Verlaufe der Tschaudynastie (1122 bis 249 v. Chr.) herausbildeten, gibt die Niederansammlung des Schifing die lebhafteste Vorstellung. Überall begegnet man da Klagen über die verzweifelte Lage der Bevölkerung infolge der fortwährenden Kriegsnöte. Der Ackerbau liegt danieder, die Webstühle stehen still, Regionen von Bedrückern saugen dem Volke das Herzblut aus, ohne daß man wüßte, woher Befreiung von der Tyrannei kommen sollte. Daß die Autorität der Zentralgewalt im Laufe der Jahrhunderte immer schwächer wurde und mehr als tausend Fürstentümer ohne Rücksicht aufeinander wirtschafteten, hatte auch insofern für China böse ökonomische Konsequenzen, als dem Ackerbau die notwendige, umfassende Regulierung der Wasserhältnisse verloren ging. Alle die Teilstaaten kümmerten sich in bezug auf diese Angelegenheiten nicht mehr umeinander, ja, leiteten vielfach ihr überflüssiges Wasser einfach dem Nachbar in sein Gebiet. Handel und Gewerbe lagen nach vorausgegangener starker Entwicklung schließlich dauernd danieder wegen der Unsicherheit der Straßen und wegen der massenhaften Zölle, die nun überall erhoben wurden. So stiegen Not und Unzufriedenheit immer höher, und vielfache Aufstände zeugten dafür, daß dem allgemeinen Ingrimm bloß die Zusammenfassung fehle, um dem feudalen Raubzeug verhängnisvoll zu werden. Auch für die übrige chinesische Literatur in dieser Epoche feudaler Zerrüttung gilt das gleiche wie für den Schifing, daß sie die allgemeine Empörung der nicht bevorrechteten Stände widerspiegelt; sie ist dadurch in ihrer Tendenz bestimmt, daß die besten Köpfe durch die Not der Zeit ihre Gedankenrichtung angewiesen bekamen. Der in Europa bekannteste aller chinesischen Denker, Confucius, 550 bis 478 v. Chr., kam allerdings bei seinen aristokratischen und monarchistischen Verbindungen und Neigungen nicht zu revolutionären Konsequenzen, sondern bloß zu einem im Grunde genommen innerlich reaktionären Verlangen nach der guten, alten Zeit, als der Feudalismus noch nicht zur völligen Anarchie geführt hatte. Nach rückwärts wollte auch der berühmte Laotse, aber gleich bis zum Naturzustand, bis zur gefundenen Urwürdigkeit der vor der Zivilisation und ihren gesellschaftlichen Gegensätzen liegenden Zeit. Dabei ist aber Laotse der Politik abgewandt. Mehr Beziehungen dazu hat ein Denker aus der Schule des Confucius, der im vierten Jahrhundert wirkte, Mengtse (Mencius). Er bog den Confucianismus mehr ins demokratische um, wenigstens insofern, als er geradezu nach einem Umsturz des bisherigen Regimes verlangte, Ersetzung der jetzigen „Herrscher“ aus der völlig entarteten Tschaudynastie durch geeignetere forderte. Als gemäßigt erscheint Mencius dagegen im Vergleich zu radikalen Denkern wie Mohtih, die auf der Bahn kommunistischer Gedanken so weit kamen, daß sie von keinerlei Klassen- und Vermögensunterschieden mehr wissen wollten; demgegenüber hält Mencius am Privateigentum fest. Es war eine

gärende Zeit, in der es sich unter den Massen mächtig regte, so daß überall das Bestehende zusammenbrach, als von einer Seite her der Anstoß dazu kam.

Eines der Teilfürstentümer hatte im 3. Jahrhundert v. Chr. vor den übrigen einen gewaltigen Vorsprung erlangt. In Tsin war der Feudalismus in aller Form abgeschafft worden. Zugleich verschwand das ganze Neunfelder-system. An die Stelle von Frondiensten traten Abgaben. Das Land wurde freies Eigentum der Landbevölkerung. In diesen Neuerungen lag der eigentliche Grund, warum sich Tsin in den Kämpfen zwischen den Teilfürstentümern siegreich erwies und allmählich dahin gelangte, immer mehr Feudalherren niederzuwerfen, schließlich auch mit dem Schattenkaiser-tum der Tschau ein Ende zu machen und ganz China unter einer wirklichen Herrschaft zu einigen.

Der Machthaber von Tsin, dem dies gelang, nahm um 220 v. Chr. den Kaisertitel Schihuangti an und ist unter diesem Namen eine der berühmtesten Gestalten der chinesischen Geschichte. Die staatliche Einigung des Landes durch ihn, die an die Stelle der Teilfürsten Provinzialstatthalter, überhaupt an die Stelle der Feudalherren kaiserliche Beamte setzte, lief im ganzen darauf hinaus, mit dem Feudalismus aufzuräumen und die Gesetze von Tsin überall einzuführen. Das war verhängnisvoll für die Vorrechte der Standesherrn, bedeutungsvoll für die kommerzielle und industrielle Entwicklung des Landes. Denn es fielen nun die Binnenzölle, die dem Aufschwung der Warenwirtschaft bisher in großem Maße hemmend im Wege gestanden hatten. Wie Schihuangti und seine Leute überhaupt systematisch darauf hinarbeiteten, eine wirkliche innere Verbindung des ganzen Landes zuwege zu bringen, beweist auch die Tatsache, daß auf größtem Maßstabe Anlagen von Straßen durch das ganze Reich betrieben wurden. Schihuangtis Politik war ganz revolutionär, gleichzeitig aber durchaus despotisch, so daß man auch unter diesem Gesichtspunkte den Vergleich mit Napoleon nicht ganz verunglückt nennen kann. Eine merkwürdige Probe seiner Regierungsmethoden stellt das Faktum dar, daß er zur Bekämpfung des konservativen Geistes dazu schritt, die ganzen alten Schriften verbrennen zu lassen. Natürlich ging es über seine Macht, durch Vertilgung von noch so vielen Büchern die überlieferte Macht der alten Traditionen aus der Welt zu schaffen. Wenn man den Kaiser Schihuangti in dieser Art hat kennen lernen, liegt auf der Hand, wie irrtümlich die hergebrachte Meinung sein mußte, die ein Beispiel für die Abschließung Chinas gegen alles Neue in einem Bauwerke sehen möchte, das auf ihn zurückgeht. Die berühmte chinesische Mauer wurde in der Zeit des Schihuangti unternommen, und zwar nach Siegen des Kaisers über die Mongolenstämme nordwestlich von China, insbesondere über die wahrscheinlich mit den Hunnen identischen Siungnu. Der Zweck des gewaltigen Bauwerks war also, die kriegerischen und räuberischen Nomaden der Mongolei und Mandchurei von China abzuhalten. Nach anderen Richtungen wurden in den Zeiten Schihuangtis und seiner Nachfolger aus der Handynastie beträchtliche Eroberungen gemacht, bei denen es sich besonders um handelspolitische Interessen handelte, die jetzt eine ausschlaggebende Rolle in der chinesischen Staatskunst zu spielen begannen.

Die Familie Schihuangtis behauptete sich nach seinem Tode nicht lange. Die inneren Fragen waren noch keineswegs endgültig erledigt. Die Macht der Feudalherren war trotz allem Geschehenen noch entfernt nicht gänzlich gebrochen, so daß zeitweilig eine erhebliche Re-

aktion sich geltend machte. Auf die Dauer aber verlor der Feudalismus doch allen Boden unter den Hankeisern, die 206 der Familie Schihuangtis folgten. Sie waren durchaus plebejischer Herkunft, der erste von ihnen nichts anderes als ein Bauer. Dementsprechend war auch die innere Politik der neuen Dynastie eine plebejische. In nicht ganz so brutaler Form, wie sie Schihuangti beliebt hatte, trieben sie die gleiche Politik wie er. Unter ihnen kam es dahin, daß das Junkerliche Privileg in bezug auf die Kriegerbesetzung völlig verschwand. Um den Geburtsvorrechten allen Boden zu nehmen, versiefen die Staatsmänner der Hanzeit auf das Prüfungssystem, das in China bis zur Gegenwart bestehen geblieben ist. Wenn dieses System in der tatsächlichen Handhabung auf die Dauer der zugrunde liegenden Idee einigermaßen nahegekommen wäre, so hätte es wohl dem vernünftigen Zwecke, soweit in einem absolutistischen Beamtenstaat denkbar, dienen können, den befähigsten Leuten zu Posten zu verhelfen. Die Besetzung von Ämtern sollte danach gänzlich von dem Bestehen bestimmter Examina abhängen, ohne daß irgendwelche Standes- oder Besitzvorrechte in Betracht kämen. In der Praxis hat sich die Sache auf die Dauer ganz anders gestaltet, indem kolossale Korruption einsetzte und das Examenwesen größtenteils zu einer ungeheuerlichen Komödie herabwürdigte. Von Anfang an aber war es zweifellos für das Junkertum ein vernichtender Schlag; denn es kann kein Zweifel sein, daß es damals unter den plebejischen Kaisern der beginnenden Hanzeit auch im ganzen zu dem Zwecke gehandhabt wurde, die tüchtigsten Kräfte heranzuziehen, den Talenten die Laufbahn zu öffnen. China hat in diesen Zeiten bei beständigen inneren und häufigen äußeren Kämpfen große ökonomische Fortschritte gemacht. Bedeutendes wurde unter anderem auf dem Gebiete der öffentlichen Arbeiten geleistet. So kam es zu einer wirksamen Regulierung des gefährlichen Hoangho, die, solange die ungeheuren Werke im Stande gehalten wurden, das Ergebnis hatte, den Ueberschwemmungen des gelben Flusses ein Ende zu machen. Zur Beförderung des Verkehrs dienten massenhafte Straßen- und Brückenbauten. Auch Posthäuser und Karawanstationen in großer Menge wurden damals angelegt. Im ganzen geschah sehr viel zur Beförderung von Handel und Industrie, die unter der Handynastie eine Blütezeit erlebten. Damals entwickelte sich ein sehr bedeutender Export von chinesischen Erzeugnissen, hauptsächlich von Seidenartikeln, nach dem fernen Westen, ins römische Weltreich. Die Lobreden auf die segensreichen Wirkungen des freien Spiels der Kräfte unter der Handynastie können aber nicht den Umstand verhüllen, daß dem Sieg des vollen Privateigentums, den die Aufhebung des Feudalismus bedeutet hatte, soziale Ergebnisse gefolgt waren, die für das Gros des chinesischen Volkes, für die Bauernschaft sehr unerfreulich waren. Bei der Mobilisierung des Grundbesitzes, der raschen Entfaltung der Waren- und Geldwirtschaft und gleichzeitigen schweren Kämpfen nach außen und innen kam es dahin, daß sich große Mengen von Grund und Boden in den Händen weniger reicher Großgrundbesitzer zusammenballten, während Millionen von Bauern aus ihrem Besitz hinausgetrieben wurden. So entwickelten sich neue soziale Gegensätze, die im späteren Verlauf der Hanzeit die schwersten Wirren in China zur Folge hatten und sehr dazu beitrugen, 220 n. Chr. das Ende der Handynastie herbeizuführen, die auch im Laufe der Zeit ihr volkstümliches Gepräge völlig eingebüßt hatte und im ordinären Sultanismus mit typischer Harems- und Eunuchenwirtschaft verkommen war.

(Fortsetzung folgt.)

Veilchen.

Erzählung von Wilhelm Holzamer.

Nun, nun, nun — was war denn das heute? Die Rosine oder vielmehr die Kossin, wie sie der Doktor in seinem Dialekt nannte, hielt an ihrem Herd einen Augenblick mit Mühen inne, ließ den Holzlöffel mitten im Topf stehen und lauschte.

Sie kochte heute gerade dem Doktor sein Lieblingsessen: Linsensuppe mit Frankfurter Würstchen, und hielt darauf, daß die Linsen gut verflocht und verrührt waren. Das war ihr besonderer Stolz, wenn der Doktor nach dem ersten Löffel innehielt, sie ansah und schmunzelnd sagte: „Wie Butter, Kossin, das hascht widder gut g'macht.“ Dann leckte sie sich, ihres Stolzes voll, den Mund wie eine Maie, die den Rahm von der Milch abgeschleckt hat und noch den Nachgeschmack behaglich ausgenießt. Und ihre kleinen, runden Nenglein leuchteten zwischen den roten glänzenden Wangenäpfeln heraus, daß man ein Bündhölzchen an ihnen hätte anstecken können, und die fastigen Wangenäpfel hoben sich, daß die kurze Stupsnase gänzlich aus dem appetitlichen Gesicht verschwand und nichts mehr da war als nur Wangen und Leuchteaugen. Und freilich auch der nicht zu klein geratene Mund, den sie ein wenig spitzte wie die kleinen Buben, wenn sie das Pfeifen üben, und das liebliche, breit gewölbte, faulste Doppelkinn, um das sie jeder Pfarrherr hätte beneiden können.

Der Doktor sagte dann immer: „Du siehst wieder aus wie ein Borsdorfer Apfel, der die Elephantiasis gekriegt hat, Kossin,“ und dabei lachte er wie ein Schelm mit seinem heintüchlichen Schwabenlächeln, hinter dem so viele Kniffe steckten. Aber sie fühlte sich doch geschmeichelt und war froh und stolz wie ein kleiner Gott. Und sie war auch froh für ihn. Er konnte so herzlich lachen, aber er lachte so selten. Er hatte ganz gehörig seine Sorgen, da verging es ihm. Die Mutter daheim, die Franke Schwester und die Schulden noch vom Vater her und auch vom eigenen Studium. Denn er hatte damals gar nicht gespart in Heidelberg, obgleich er es recht nötig gehabt hätte. Aber es ist ja immer so, wer es am nötigsten hat, der spart am wenigsten. Na ja, da hatte er den Kopf jetzt gehörig voll und ließ ihn auch sein Teil hängen. Sie aber hätte ihn so gern froh haben mögen. Und darum rührte sie auch die Linsen so gut.

Sie hielt immer noch inne und hatte nicht acht, daß sie hoch aufkochten und beinahe übergelaufen wären. Es zischte schon ein wenig auf dem Herdring. Sie rührte mechanisch ein paar-mal herum und lauschte hinaus auf den Gang. Der Doktor sang heute. Wahrhaftig, er sang. Oder war's gar nicht seine Stimme, hatte er ihr jemand mitgebracht — heute! — zu Linsensuppe und Frankfurter Würstchen? Das wär ja noch schöner! Er wär's rein fähig. Aber nein, er war allein. Na, es sollte ihm auch geraten gewesen sein — sie hätt's ihm eingebrockt. Aber er sang immer noch. Und nun piffte er gar. Das war ja noch nie passiert, daß er gepiffen hatte. Er wird doch heute keine Dummheit gemacht haben und sich von einer haben einfangen lassen. Es krochen genug um ihn herum, und so ein paar Mitter bescharwenzelten ihn, daß man ausschlägig werden könnte. Aber nein, er kam ja von seiner Morgenvisite, und da wird er doch keine Zeit gefunden haben, eine Dummheit zu machen. Man kann zwar nie wissen, die Welt ist schlau und gefährlich. Aber eine reine Dummheit wär's, wenn er sich von einer einfangen ließe. Er ist viel zu gut für jede, und wenn sie sieben

Ringe an den Fingern hat und in Samt und Seide geht. Da ließe er ewig als der arme Teufel neben her, der sich auch noch bedanken könnte, daß er genommen worden. Denn so geht's hintennach doch immer aus, wenn vorher noch so süß getan worden ist. Und so eine gute Linsensuppe kann ihm auch zu Lebtag keine kochen, das kann nur die Kossin.

Und der Doktor piffte noch. Das wurde nun der Kossin doch zu dick, sie riß mit einem Knack die Küchentür auf und rief auf den Gang hinaus: „Aber Doktor, die Vögel, die so früh pfeifen, die holt die Kahl!“

Der Doktor lachte hell auf. Er zog seine Nase und sagte: „'s ist gleich zwölf, Kossin, da hal's nix mehr mit der Kahl.“

Zu dem Augenblick zischte es in der Küche auf, und die Kossin tat einen Schrei: „Deßes, mein Supp!“

Der Doktor lachte hinter ihr her, dann piffte er wieder. Als er mit der Rosine bei Tisch saß, war er noch nicht ernst geworden, und die Rosine mußte ihm Vorhaltungen machen.

„Med Du, was Du willst, Kossin,“ sagte er. „Heut pfeifen wir. Hast Du noch nichts gerochen in der Luft heut? Nichts? Na ja, Du hast auch keinen richtigen Nieser, Du bist stoßver-schnuppt.“

Die Rosine war sehr indigniert.

„Ach hal's ja immer gesagt, Kossin, Du hast keine Nase. Du riechst nix. Drum locht Dir auch immer die Milch über. Also Du hast nichts gerochen, rein gar nichts?“

Die Rosine schnupperte, dann wurde sie ungeduldig. Der Doktor lachte herzlich.

„Na, was ist's denn?“

„Du wirft's noch riechen, Kossin. Nachher setzt Du Dein nen Kapottchen auf, das mit dem strackten Meiser und den lila Vändern, das „geschmackvolle“, weist Du, und ziehst Dein allerbestes Kleid an, das mit dem rosa Einsab und der Perlenstickerei, und dann gehen wir heidi. Hast Du verstanden?“

Der Rosine blieb der Bissen im Mund stecken. „Für zum Narren gehalten zu werden, Doktor, bin ich denn doch nachgerade zu alt, mit Respekt zu sagen, wenn ich auch noch keine Vierzig bin, wie Sie immer sagen.“

„Darum grad, Kossin, fangen wir rasch noch was ein vor den Vierzig. Also abgemacht, fein anziehen und das beste Kleid, den Mantel und die Handschuhe, eine feine Dant' aus sich machen, und dann heidi!“

„Und die Sprechstunde heut mittag von drei bis fünf?“ fragte triumphierend die Rosine.

„Die Sprechstunde fällt aus heute, Kossin. Wir hängen eine Karte hin, daß ich verhindert bin.“

„Großer Richter, was für Spän der Mann heut im Kopf hat!“

„Ja, Spän, da hast fein recht. Und die wollen wir heut einmal anzünden.“

„Aber wenn nur ein einziger Mensch kommt, so sind das drei Mark, und die geben schon das Essen für den ganzen Tag. — Und die Mutter daheim und die Schwester,“ fügte sie zage und leise hinzu.

Der Doktor hielt ihr den Mund zu.

„Willst Du still sein, böses Gewissen! Heut zählt das alles nicht. Einmal nicht, Kossin! Weißt, ich hab die Veilchen gerochen. Du natürlich nicht. Die ganze Luft ist voll davon. Sei froh, Kossin, daß Du keine zwanzig mehr bist, und daß ich Dir's versprochen hab damals, wie Du Deinen Dienst bei mir angetreten hast. Weißt, wie wir ausgemacht haben damals, zur Vorsicht, das Dorf und die früheren Jahre zu

vergessen und fein „Sie“ zueinander zu sagen. Das ist bei mir nicht zu halten gewesen. Aber sonst sei froh, heute gäb's ein Unglück. Aber Du hast ja nun die Bierzig auf dem Rücken und bist ungefährlich. Meinst wirklich? So ganz und gar? Na, na! Und der Schnurrbart kriegt in den Ecken schon einen grauen Schimmer.“

Die Rosine wurde unruhig und verschämt. „Ich steh vom Tisch auf, Doktor!“

„Geh, hat sich was mit Aufstehen. Sei gescheit! Du bist gescheit, Kossin. Meiner Seele! Du gehörst schon ins Drachenzeitalter.“

Die Rosine lächelte wieder. Sie nahm dem Doktor nichts übel, weil sie ihn schon als Buben in ihrem schwäbischen Heimatdorf gekannt hatte. Und ihn gern hatte wie ihren eigenen Buben. — ja, wenn sie nur einen Buben hätte! — und sie tat nun auch gar keinen Einspruch mehr und verzichtete auf jede freundliche oder feindselige Widerrede. Sie wußte auch, es half doch nichts. Wenn er was in seinem Schädlel hatte, so war's eben drin, und dafür war's ein Schwabenschädlel. Sie hatte auch seiner Mutter versprochen, ihn nicht zu ärgern und aufzuregen. Das mußte sie halten. Sie war der Frau Lehrer dankbar von früher her, wo sie ihr viel Gutes getan hatte, da der Herr Lehrer, des Doktors Vater, noch am Leben gewesen war und die Buben im Dorf mit dem spanisch Röhrchen bearbeitet hatte. Sie mußte den Eltern am Sohne vergelten, was sie für sie getan hatten. Denn ohne sie könnte sie jetzt noch die Gänse hüten daheim und hält keinen ganzen und sauberen Zeben anzuziehen. So gab sie also nach, denn sie war ein gutes Tierchen.

Das Schildchen mit der Aufschrift „Abwesend“, die der Doktor mit vieler Mühe gemacht hatte, damit man sie wenigstens lesen konnte — denn er machte für gewöhnlich Buchstaben wie Hieroglyphen — war aufgehängt. Die Rosine warf sich in ihren Sonntagstaat. Ein bißchen widerwillig, aber doch nicht ungern. Und sogar auch ein bißchen geschmeichelt. Und nun noch das Kapottchen auf, ein wenig mit der flachen Hand über die Haare zu beiden Seiten des Scheitels gestrichen — wenn es der Doktor nicht sah, leckte sie erst die Hand dazu ab — und sie stand bereit. Sie wollte den Regenschirm mitnehmen — „für alle Fälle“. Aber der Doktor wehrte es ihr.

„Und wenn wir pitschnudelnaß werden.“

Und als sie die Treppe heruntergingen, sang er wieder. Nun war sie schon sprachlos. Sie hatte gedacht, durch ihre Nachgiebigkeit könne alles noch anständig werden. Und dann komplimentierte er sie zur Haustür hinaus, als wäre sie eine leibhaftige Baronin. Nein, sie sagte schon nichts mehr. Das ging schon übers Bohnenlied.

Auf der Straße fragte sie: „Was denn jetzt?“

Er lächelte: „Nun kaufen wir Veilchen, Kossin, Veilchen, so viel wir können. Die steckt Du an.“

Sie wurde schamrot.

„Und alle Hände voll, Deine und meine.“

„Doktor!“ sagte sie. Und dies eine Wort war eine ganze Vernichtung.

Aber da stand er auch schon am Blumenstand und kaufte. Und wurde gar nicht fertig mit dem Kaufen. Es war wohl ein bißchen was verrückt gegangen in seinem Kopf. Und er steckte ihr wahrhaftig ein paar Sträuße an. Sie hätte am liebsten die Hände überm Kopf zusammengeschlagen. Aber sie konnte sich doch nicht wehren, das wäre doch gar zu „schimpflich“ gewesen. Die Leute schmunzelten so wie so schon so sonderbar. (Schluß folgt.)

Der englische Bergarbeiterstreik von 1844. Von früheren englischen Bergarbeiterstreiks hat keiner eine so große geschichtliche Bedeutung erlangt, wie der große Ausstand, der 1844 in den nordenglischen Grubenrevieren von Durham und Northumberland ausbrach. Dieser Streik war eine gewaltige Kundgebung des Geistes der Solidität und Disziplin, der eben erst unter einer Schicht der Bergleute eingezogen war, die bis dahin allgemein für hoffnungslos feststehend gehalten hatte. Die Grubenleute von Durham und Northumberland hatten die brutalen Ausbeutungsmethoden ihrer „Kohlenkönige“ noch so gut wie widerstandslos über sich ergehen lassen, als sich in anderen Landesteilen die Bergarbeiterschaft bereits zu organisieren und durch Arbeitseinstellungen ihrer Haut zu wehren begann. Im Jahre 1848 endlich wurde es in den großen nordenglischen Revieren, deren berühmtester Ausfahrhafen Newcastle-upon-Tyne ist, unter den Bergleuten lebendig, und nun griff hier das Klassenbewußtsein mit erstaunlicher Schnelligkeit und Intensität um sich. Durham und Northumberland marschierten jetzt halbtags an der Spitze der Bergarbeiterbewegung, indem sie nicht nur sich selbst gewerkschaftlich organisierten, sondern auch die Verbindung mit den anderen Landesteilen herstellten, so daß eine allgemeine Union der Grubenleute des ganzen Reiches zustande kam. Schon im Frühjahr 1844 war unter den Grubenarbeitern von Durham und Northumberland die Kampfeslust so mächtig geworden, daß eine gemeinsame Bewegung für Aufbesserung der Arbeitsbedingungen unvermeidlich war. Die Union wandte sich mit ihren Forderungen an die Kohlenkönige. Die hochmütige Antwort aber ging dahin, daß sie nicht mit der Union, sondern mit den einzelnen Arbeitern zu tun hätten und die Gewerkschaft nicht anerkennen würden. Kurz, von Entgegenkommen war keine Rede, und so legten am 31. März 1844 in Durham und Northumberland die Grubenleute, 40 000 an der Zahl, einmütig die Arbeit nieder. Die Unterstellungen, die die Union in Aussicht stellen konnte, waren von vornherein nicht hoch, 2 1/2 Schilling pro Woche und Familie; die angesammelten Fonds sollten eben, in Erwartung eines langwierigen Kampfes, so sparsam wie möglich verausgabt werden. Wie dann die Bewegung immer mehr das allgemeine Interesse im ganzen Lande erregte, kam den Streikenden das Soliditätsgefühl des gesamten Proletariats zugute. Überall wurde für die ausständigen Bergleute gesammelt, wobei die politische Arbeiterpartei, die Charlisten, die treibende Kraft war. Bei alledem aber mußten die Streikenden je länger, je mehr in materielle Verdrängnis geraten. Woche um Woche, Monat um Monat verstrich, ohne daß auf der einen oder anderen Seite sich Neigung zum Nachgeben gezeigt hätte. Die Selbstverleugnung und



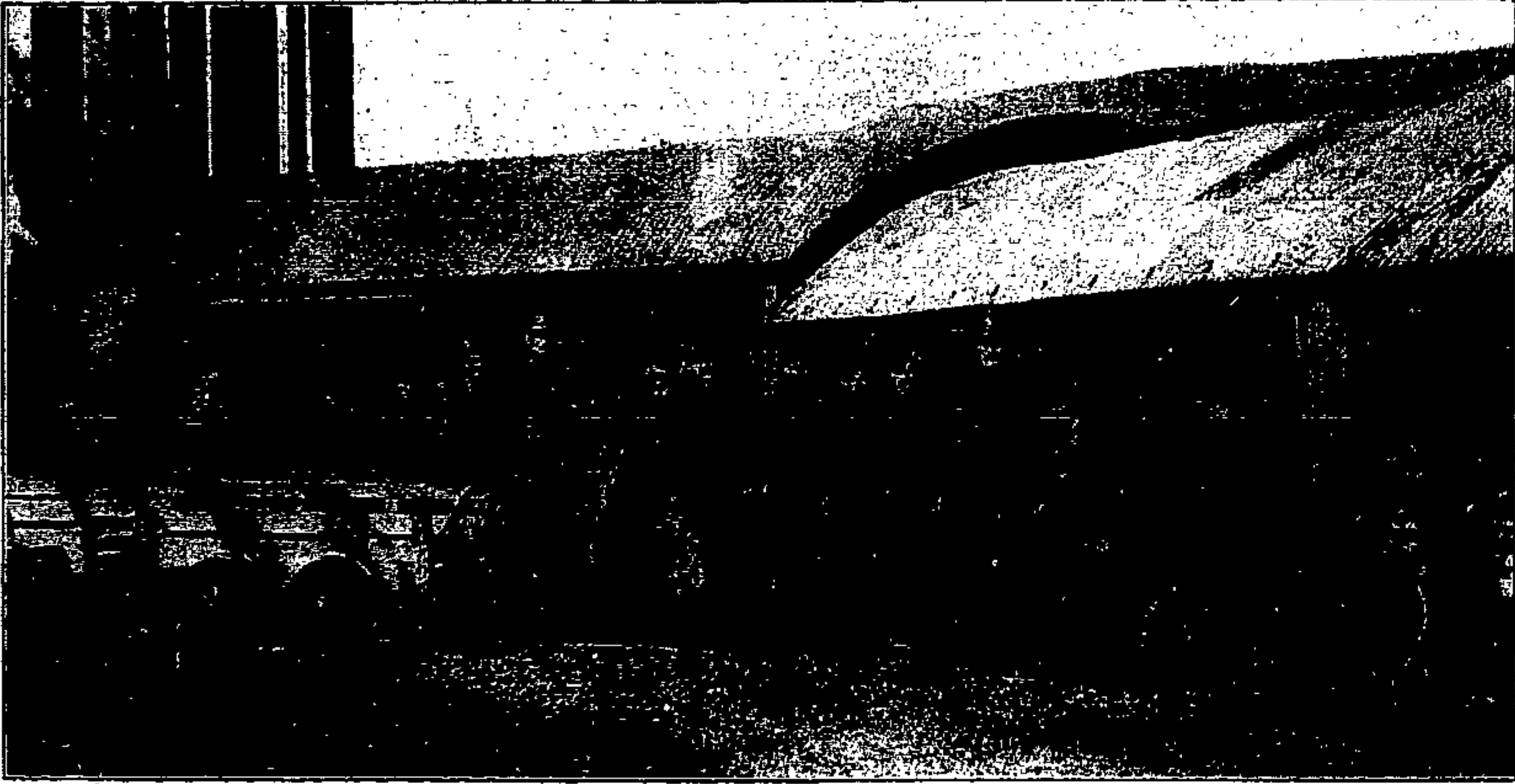
Heinrich Rämpchen, der Bergarbeiterpoet, ist plötzlich in London a. d. N. gestorben. In manchem Lohnkampf haben die Strophen dieses Proletarietdichters die ringenden Grubenleute angefeuert und beglückt. Eine ausführlichere Würdigung des 64 Jahre alt gewordenen Sängers werden wir im „Neue Welt“-Ratender bringen.

welche den Armen ihr Brot nehmen, oder die Mahnung: „Friede, Ordnung!“ Gerlach begab sich in Begleitung des Oberleutnants, der die in Newcastle zusammengezogenen Truppen befehligte, nach dem Versammlungsplatz, wo sich inmitten der 15–20 000 Kohlenarbeiter die Mednertribüne, auf einem Karren aufgeschlagen und mit Fahnen geschmückt, erhob. Obwohl der Offizier keineswegs in amtlicher Qualität, sondern in Zivil erschien, wurden die beiden Herren, wie Gerlach hervorhebt, „durchweg artig und ehrerbietig behandelt“. Von der Plattform her erscholl es: „Blas machen! Das sind Gentlemen.“ „Man wollte uns auf die Plattform hinaufnötzen, was ich aber ablehnte, um nicht als Begünstigter des Streiks zu erscheinen.“ Die Medner besprachen die Lage und die Ausichten des Streiks und ermahnten, am Ausstand und an der Gewerkschaft, ihrer einzigen Rettung, festzuhalten; ein Medner erwähnte, daß der Armees bei Waterloo gesagt worden sei, England blühe auf sie: „Auf uns blüht die Nachwelt.“ Die Sprecher hatten es nicht leicht, weil das stürmische Wetter zum Schreien nötigte. Sie verloren aber den Humor nicht. Einer flocht, als ihm Regen und Wind das Gesicht peitschten, die Bemerkung ein: „Meine Damen und Herren, dies ist ein sehr schöner Tag, nicht wahr?“ Im Abzuge aber waren alle vom Ernst der Situation tief durchdrungen. Einer der Arbeiter sagte zu v. Gerlach, er wolle wie ein Engländer behandelt sein; wenn der Streik mißlinge, so wandere er aus. Gerlach konstatiert nachdrücklich den würdigen Verlauf des Meetings: „Es fiel kein einziges auch nur unanständiges Wort, kein Drängen, keine Ungeduld, alles völlig friedlich.“

Am Schluß seines Berichtes teilt Gerlach mit, daß Lord Londonderry durch Plakate den Arbeitern androhte, sie aus ihren Behausungen, soweit sie ihm gehörten, hinauszulassen. Das war keine leere Drohung, sondern wurde auch wahrgemacht nicht nur von ihm, sondern auch von den anderen Bergherren, die gleich ihm durch die „Wohlfahrtsvereinigung“ von Häuschen für die Arbeiter in der Lage waren, die widerpenflichen Lohnslaven auf die Straße zu werfen. Die allgemeine Ermittlung der Bergleute wurde in der brutalsten Form und unter massenhafter Zuziehung von Militär vorgenommen; trotz aller Anlässe zur Empörung ließen die Arbeiter sich nicht zu Gewalttätigkeiten verleiten. Freilich ließen sie sich auch nicht durch die Ermittlung zur Unterwerfung bringen, sondern sie brachten nun in Masse eine Woche nach der anderen, unbestimmt um das regnerische Wetter, mit Weib und Kind unter freiem Himmel zu. blieb also auch diese Unmenschlichkeit der Kohlenkönige bei der zähen Ausdauer der Arbeiter ein Schlag ins Wasser, so wurde dagegen schließlich, nachdem der Streik nicht weniger als fünf Monate gedauert hatte, wovon acht

und „Kreuzzeitungs“-Mundschauer bekanntgewordene Ludwig v. Gerlach wollte Ende Juli 1844 im Streikgebiet, in Durham. Er fand in den Zeitungen und an den Straßenecken einen „Erlaß“ Lord Londonderrys, worin der edle Grande den Ladeninhabern „seiner“ Stadt Seaham, deren meiste Häuser ihm gehörten, verbot, den Streikenden Kredit zu geben; die Zuwiderhandlung bedrohte er u. a. mit Entziehung seiner

Selbstbeherrschung der Arbeiter wurden auf eine um so härtere Probe gestellt, als den Unternehmern die staatlichen Machtmittel ostentativ zur Verfügung geboten wurden; insbesondere war kein Mangel an Militär, um die streikenden Grubenleute zusammenzuschleusen, wenn sie sich provozieren ließen. Da war aber nichts zu machen. Die Ausständigen bewahrten die denkbar größte Ruhe und Ordnung, ließen die Arbeitswilligen ungeschoren und die ständigen Herausforderungen der Unternehmer unbeachtet. Als



Zum Generalstreik der englischen Bergarbeiter: Polizisten bewachen einen Fördertrun.

die Hartnäckigkeit der Arbeiter den Kohlenkönigen im Laufe des Sommers immer noch Trost bot, versielen diese auf die empörendsten Kampfmittel, die sich nur denken lassen. Vor allem machte Lord Londonderry, einer der größten Grubenbesitzer von Durham, durch seine Klage von sich reden. Hierüber und überhaupt über den ganzen Streik findet man interessante Mitteilungen in den Tagesbüchern eines Bekannten Deutschen, der damals England bereifte. Der nachmals als reaktionärer Heißsporn

eigenen Kundschaft. Aber nicht genug mit dem Boykott, drohte der hohe Herr auch schon mit dem Obdachlosmachen. Das erfuhr v. Gerlach, als er am 30. Juli zu seiner Information nach Newcastle fuhr, um dort einem großen Streikmeeting unter freiem Himmel beizuwohnen. An Ort und Stelle angelangt, fand er die Prozession der Grubenleute nach dem Versammlungsplatz, dem Gemeindeanger vor der Stadt, schon im Gang; sie hatte Fahnen bei sich, und man las zahlreiche Inschriften, z. B. Bibelsprüche gegen die,

haben aufgehört zu schlafen, sind wach für ihre Interessen und haben sich der Bewegung der Zivilisation, besonders aber der Arbeiterbewegung angeschlossen...“ Aber auch jener Medner, den v. Gerlach hörte, hatte Recht, wenn er von der Nachwelt sprach. Diese Kämpfer der englischen Bergarbeiterbewegung haben dem Grubenproletariat wie dem Proletariat im ganzen ein Vorbild der Disziplin, des Opfertums, der Ausdauer gegeben, das nie vergessen werden wird. a. c.